Interessante Länder- und Völkergemälde,

oder

Schilderung neu untersuchter Länder, Völker und Städte, anziehender Naturmerkwürdigkeiten, Kunstwerke und Ruinen.

Nach den neuesten Reiseberichten bearbeitet

von

J. B. Schütz.

Drittes Bändchen.

Mit zwey Kupfern.

Wien, 1809.
Im Verlage bey Anton Doll.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XIII.

Ueber die Völker, welche Erde essen.

Von Alexander von Humboldt und Anderen.

Diesen merkwürdigen Aufsatz des berühmten Verfassers haben wir aus dem zweyten Bande von Malte-Brun's Annales des Voyages Seite 148. u. s. f. dann aus dem IV. Bande Seite 280. desselben Werkes übersetzt.

An den Küsten von Kumana, Neu-Barzellona und Karakas hörten wir von einer Nazion, welche Erde ißt. Diese Sage ist durch Guyana'sche Franziskaner, welche von den Missionen zurückka-

men, in diesen Provinzen allgemein verbreitet worden. Während unserer Rückkehr von Rio-Negro und einer sechs und dreyßigtägigen Schifffahrt auf dem Orenoko fanden wir uns am 6ten Junius 1800 in der Mission unter den Otomaquen, einem Erde fressenden Volke. Der Flecken oder vielmehr das Dörfchen heißt Concepcion di Uruana, und lehnt sich sehr mahlerisch an einen Granitfelsen.

Die Erdart, welche die Otomaquen essen, ist eine fette, weiche und gelbgraue Thon- oder Töpfererde mit einem kleinen Zusatze von Eisenoxyd. Sie wählen diesen Thon mit Sorgfalt aus, und suchen ihn auf den Bänken am Orenoko und an der Meta. Durch das Verkosten unterscheiden sie diese Erde und essen keineswegs alle Thonarten ohne Unterschied. Sie kneten diese Erde in Kugeln von 4 bis 6 Zöll im Durchmesser und brennen sie von aussen bey schwachem Feuer, bis sich eine röthliche Rinde zeigt. Ehe sie aber die so zubereitete Erde essen, feuchten sie selbe noch einmahl an.

Im Allgemeinen sind diese Indier noch sehr wild und verscheuen den Ackerbau. Wollen die entferntesten Völkerschaften am Orenoko etwas sehr Unreinliches bezeichnen; so sagen sie, das ist so abscheulich, daß ein Otomaque es essen könnte. So lang die Gewässer des Orenoko und der Meta niedrig sind, nähren sich die Otomaquen mit Fischen und Schildkröten. Die Fische werden mit Pfeilschüssen in dem Augenblicke getödtet, in welchem sie

sich auf der Oberfläche des Wassers zeigen, eine Gattung von Jagd, bey welcher wir oft die Geschicklichkeit der Indier bewundert haben.

Wenn der Zeitpunkt des periodischen Anwachsens der Gewässer eintritt, so hört der Fischfang auf, und in dieser Jahrszeit ist es, daß die Otomaquen eine unglaubliche Menge Thonerde verschlingen. Wir haben in ihren Kabanen grosse Vorräthe hieran gefunden, wir sahen in selben die Thonkugeln piramidalisch aufgeschichtet. Ein Mensch verzehrt hiervon drey bis fünf Viertelpfund, wie uns ein sehr verständiger Geistlicher, der Fray Ramon Bueno versicherte, der zwölf Jahre unter diesen Leuten zugebracht hat. Auch haben uns die Otomaquen selbst angegeben, daß dieser Thon während der Regenzeit ihre hauptsächlichste Nahrung sey. Findet sich aber eine Gelegenheit, so essen sie von Zeit zu Zeit eine Eidechse, einen kleinen Fisch und eine Farrenkrautwurzel als Beygericht. Diese Nahrung gilt bey ihnen für so köstlich, daß sie selbst in der trockenen Jahreszeit, bey allem Ueberfluß an Fischen, doch einige Thonknetel zum Desert verzehren. Die Hautfarbe dieser Leute ist ein bräunliches Kupferroth, ihre mißgestalteten Züge gleichen jenen (einiger) Tatarischer Völker; sie sind wohlbeleibt, ohne gerade dicke Bäuche zu haben.

Der Missionär aus dem Franziskanerorden, welcher unter ihnen lebt, versicherte uns, daß ihre Gesundheit während der Epoche des regelmässigen Erdefressens ununterbrochen fortdauert. —

Dieß wären denn allerdings Thatsachen! Diese Indier essen ohne Nachtheil eine grosse Menge Thonerde, sie betrachten selbe als eine vortreffliche Nahrung, sie versehen sich damit auf den Winter oder die Regenzeit. Allein diese vorgetragenen Fakten genügen noch nicht zur Entscheidung der Fragen: ob der Thon einen nährenden Stoff absetzen könne; ob die Beschaffenheit dieser Erde und des Magensaftes ihre Vereinbarung zulassen; ob sie als ein blosser Ballast für den Magen zu betrachten seyen; endlich ob sie die Wände desselben bloß ausdehnen und so den Hunger verscheuchen. Ich erlaube mir nicht, eine dieser Fragen entscheidend zu beantworten.

Bemerkenswerth ist es, daß der sonst so leichtgläubige und beurtheilungslose Pater Gumilla in seiner Geschichte des Orenoko für nöthig hielt, der Behauptung zu widersprechen, daß die Otomaquen blosse Erde essen. Er will vielmehr, daß die Thonkugeln mit Maismehl vermischt, und von Krokodillen durchdrungen seyen. Allein der Missionär Frater Ramon Bueno, so wie unser Freund und Reisegesellschafter Frater Juan Gonsales, haben uns einstimmig versichert: daß die Otomaquen niemahls das Fett des Krokodils mit diesen Kugeln mischen, und was das Maismehl betrifft, so hörten wir zu Uruana niemahls etwas davon erwähnen.

Wirklich ist auch die Erde, welche wir gebracht haben, und welche Herr Vauquelin chemisch

zersetzte, rein und unvermischt befunden worden. Vielleicht hat der Vater Gumilla bey dieser Gelegenheit zwey fremdartige Thatsachen vermengt, und sich durch die Gewohnheit irre machen lassen, nach welcher die Indier das Brod mit einer Art von Inga bereiten. Sie vergraben diese Frucht in die Erde, um den Augenblick ihrer Auflösung und dadurch ihre Genießbarkeit zu beschleunigen.

Noch ist es eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Otomaquen ohne alle Beschwerde eine so grosse Menge Erde verschlingen. Sollte sich etwa durch den Genuß des Thons binnen einer langen Reihe der Geschlechter ihre körperliche Beschaffenheit gänzlich verändert haben? Wahr ist es, daß der Mensch in allen tropischen Ländern eine höchst auffallende und beynah unwiderstehliche Begierde hat, Erde zu verschlingen, und zwar nicht eine alkalische oder kalkartige Erde, welche zur Neutralisirung der Säuren dienen könnte, sondern vielmehr eine fette, stark riechende Erde. Die indianischen Weiber des Fleckens Banco an den Ufern der Madelaina, welche sich mit Töpfedrehen beschäftigen, stecken nicht selten ein Stück Erde in den Mund, wie ich es selbst mit Erstaunen bemerkt habe. Allein mit Ausnahme der Otomaquen erkranken alle Individuen anderer Volksstämme, sobald sie dieser seltsamen Vorliebe für den Thon Raum geben. In der Mission von San Boria fanden wir ein Kind, das nach Aeusserung seiner Mutter

keine andere Nahrung nehmen wollte als Erde, aber bald war es zum Gerippe ausgetrocknet.

Warum ist in den gemässigten und kalten Zonen dieser unregelmässige Hang Erde zu essen nur auf Kinder und schwangere Frauen beschränkt?

Gewissermassen kann man den Genuß der Erde in den Tropenländern als allgemein üblich betrachten. Die Neger von Guinea essen gewöhnlich eine gelbliche Erde, welche sie Kahuak nennen. Jene von ihnen, die als Sklaven nach Ostindien geschafft werden, suchen sich dort eine ähnliche Erde zu verschaffen. Sie versichern, daß der Gebrauch dieser Nahrung in Afrika von keiner Gefahr begleitet sey. Aber auf den Inseln macht der Kahuak die Sklaven krank. Daher verbot man daselbst das Erdeessen, indeß wurde doch zu Martinique, im Jahre 1751, eine Art rothgelber Tuferde heimlich verkauft. „Die Neger, sagt Thibault de Chanvalon, sind darnach so lüstern, daß es keine Züchtigung giebt, welche sie von der Verschlingung derselben abhalten könnte."

Auf der Insel Java, zwischen Sutabaya und Samarang, sah Herr Labillardiere in den Ortschaften kleine viereckige röthliche Kuchen verkaufen. Die Hindu's nannten sie Tanaampo. Als er sie nun untersuchte, so fand er, daß die Kuchen, welche man aß, aus Thon waren. Die Bewohner Neukaledoniens stillten den Hunger, indem sie faustgrosse Stücke von zerreiblichem Speckstein hinabschlangen, in welchen Herr Vauquelin eine

ziemlich starke Quantität Kupfer vorfand. Zu Popayan und in mehreren Theilen Peru's verkauft man auf den Märkten gleich einer anderen Feilschaft, Kalkerde, welche die Indier mit Hinzuthat des Koka oder der Blätter des erytroxylon peruvianum essen.

So herrscht denn der Gebrauch, sich mit Erde zu nähren, ein Gebrauch, zu welchem die Natur bloß die Bewohner des unfruchtbaren Norden zu laden scheint, unter den ganzen heissen Zone bey jenen trägen Menschenrassen, welche gerade die schönsten und fruchtbarsten Gegenden der Welt bewohnen.

Der Nürnberger Korrespondent berichtet, daß die Bergleute bey Kelbra in Thüringen ein Mineral essen, welches unter dem Nahmen des Steinmarks bekannt ist. Sie streichen diese weiche Substanz statt der Butter auf dem Brode auf. Dieses Steinmark ist ein feiner Lehm, welchen die geringste Quantität Wassers flüssig oder wenigstens schwammig macht, und der von den Mineralogen Lithomargerthon genannt wird. —

Nach Georgi, in seiner Beschreibung Rußlands, findet sich eine solche Thonerde in Kamtschatka am Flusse Olutora und an anderen Orten. Die Russen und die Tungusen geniessen selbe theils allein, theils in Wasser oder Milch erweicht. Sie bewirkt bloß leichte Verstopfungen, welche dort im Frühling sogar der Gesundheit zuträglich sind; denn in dieser Jahreszeit verursacht der häufi-

ge Fischgenuß daselbst Diarrhoen. — In ganz Siberien setzt sich auf dem alaunartigen Schiefer eine Masse an, die Steinbutter genannt und gegen Diarrhoen so wie auch bey Venusübeln häufig genossen wird. In den Gegenden der Wolga, des Kama und Ural findet sich ein Gypsstaub, welchen das Volk Steinmehl oder Himmelmehl nennt, und wenigstens in Jahren des Mangels mit eigentlichem Mehl vermischt zu Brod verbackt. Allein der Genuß dieses Staubes verursacht für den Körper traurige Folgen.

Ausser diesen von Georgi gegebenen Nachrichten müssen wir noch jene Notizen bekannt machen, welche der französische Gelehrte Leschenault unserm grossen Humboldt mitgetheilt hat.

„Die Erde, welche die Bewohner von Java zuweilen geniessen, ist eine Art von röthlichem, etwas eisenhaltigen Thon. Man streckt ihn zu kleinen Platten, röstet ihn auf Eisen und giebt ihm eine Form, welche jener der abgelößten Zimmtrinde ähnelt. Nun erhält diese Erde den Nahmen Ampo und wird auf öffentlichem Markte verkauft.'

„Der Ampo hat des vorausgegangenen Röstens wegen einen widerlichen brandartigen Geschmack. Er ist sehr einsaugend, legt sich an die Zunge und trocknet sie aus. Im Allgemeinen sind es nur die Weiber, und vorzüglich die schwangeren, welche in den Augenblicken des sogenannten falschen Appetits oder des Gelüstens den Ampo essen. Mehrere thun dieß, um mager zu werden;

weil eine dünnleibige Gestalt bey den Javanern für eine Schönheit gilt. Der Wunsch, auf längere Zeit wohlgebaut zu bleiben, macht, daß sie vor den schädlichen Folgen dieser Gewohnheit die Augen verschliessen und der Ampo wird ihnen zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Sie verlieren die Eßlust, und nehmen nur mit Widerwillen einige Nahrung zu sich. — Mich dünkt, daß der Ampo nur absorbirend wirkt, indem er den Verdauungssaft angreift; denn er macht die Bedürfnisse des Magens schweigen, ohne sie zu befriedigen. Fern davon den Körper zu nähren, beraubt er ihn doch der Eßlust, dieses wichtigen Winkes, welchen ihm die Natur zu seiner Erhaltung gegeben hat. So entkräftet der Ampo allmählich und führt ein allzufrühes Ende herbey. Demungeachtet ist zu bemerken, daß er sehr anwendbar wäre, wenn der Fall eintritt, daß man aus Mangel an Lebensmitteln einer augenblicklichen Stillung des Hungers bedürfte, oder wenn zu dessen Befriedigung nur ungesunde oder schädliche Stoffe vorhanden wären."

XIV.

Die Perser.

Eine charakteristische Skizze

nach Eduard Scott Waring Esq. und nach Olivier.

Die näheren Verhältnisse, in welche Persien seit Kurzem mit Europäischen Mächten getreten ist, die wichtige Rolle, zu der es in politischer Hinsicht bereits bestimmt war, dann die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, veranlaßten die Verfassung dieses Aufsatzes, über welchen wir nur noch erinnern, daß wir die darin vorkommenden Proben Persischer Poesie nach Warings Prosa metrisch eingekleidet haben.

Erster Abschnitt.

Physischer und moralischer Charakter der Perser und Perserinnen. — Ihre Kleidung. — Wohnungen, Bä-

der, Gärten. — Nahrung. — Lebensweise. — Unterhaltungen. — Religion. — Ehen. — Omars Fest.

Sehr auffallend unterscheiden sich die Perser von den Türken. Wenn diese bey einem starken Körperbau hochmüthig, düster, roh, aber auch redlich sind; so empfehlen sich dagegen die zarter geformten Perser durch gefällige Sitten, durch beredtes, verbindliches Wesen, während sie durch Selbstsucht, Hang zum Betrug und durch ausschweifende Sinnlichkeit wieder empören. Der Despotism hat ihre Energie in kriechende Verstellung verwandelt; ihre Betheurungen und Zusicherungen sind meistens nur bösartige Fallstricke, Plünderung und Blutschande gelten ihnen für sehr erlaubt, Tugend und Edelmuth aber für beschwerliche Fantome, die der Einsicht des aufgeklärten Weltkenners eben so unwürdig, als seinem Lebensgenusse hinderlich wären. Insonderheit ist der Krieger und der gemeine Mensch der Streitsucht, der Staatsdiener der Verschwendung, der Kaufmann aber dem niedrigsten Geitze ergeben. Hineingerissen in den Schlamm der moralischen Verächtlichkeit der männlichen Mehrzahl, bedienen sich die Frauenzimmer eines sehr schlüpfrigen Tones, und die grössere Reitzbarkeit ihres Geschlechtes verleitet sie zum häufigen Gebrauche der niedrigsten Schimpfwörter. Besonders sind die Frauenspersonen auf dem Lande sehr roh

und unwissend; während ihre Männer bis zum niedrigen Hirten, eine solche Gewandtheit, Feinheit und Bildung beweisen, die man bey dem Landvolk in Europa größtentheils vermißt.

Die Kleidung der Perser ist einfach, bequem und bey der zu sehr verbreiteten Armuth den Veränderungen der Mode wenig unterworfen. Nur der jetzt herrschende Stamm der Guajjars zeichnet sich durch Eleganz im Anzuge aus. Die Bestandtheile der männlichen Kleidung sind der Zihr-Jamus, oder lange, weite Beinkleider von Seide mit Baumwolle, oder Flachs; das Peraun oder Hemd über selbe hinabreichend; ferner das Urkalik, eine Tunika, worüber die Guba, oder ein langer Ueberrock oft aus kostbarem Zeuge geworfen wird. Der Kopf ist mit einer Mütze bedeckt, welche Kola heißt, und aus tatarischem Schaffelle von trefflicher Schwärze verfertigt ist. Die Militairen drücken ihre Mützen auf einer Seite hinab, die Mirza's oder Beamte umwinden sie mit einem Schal (Shawl) und die übrigen Klassen tragen sie einfach in die Höhe gerichtet. Die Grossen und die Militaire tragen Dolche; Geschäftsleute, Gerichtspersonen und Gelehrte aber statt dessen gewöhnlich ein Dintenfaß. Kaufleute dürfen weder scharlachene noch karmoisinrothe Kleider, dann weder goldene noch silberne Knöpfe tragen. Der Gebrauch von Juwelen an den Kleidungsstücken ist, als für weibisch angesehen, ungewöhnlich; wohl aber tragen sie Säbel und Dolche, deren Klingen nach

Persische Frauenzim̄er.

Waring oft 30 Guineen, nach Olivier aber sogar 30,000 Piaster kosten. Die Griffe und Scheiden sind häufig mit kostbaren Steinen besetzt.

Uebrigens sind ihre Kleider nicht selten schmutzig, da sie oft Nachts am Leibe bleiben, und sie nicht eher verändern, bis sie vermorschen. Wenn die Perser in dieser Hinsicht wenig Eitelkeit beweisen; so zeigen sie dagegen eine grössere in Hinsicht ihres Bartes, welchen sie sorgfältigst pflegen und durchgehends schwarz färben. Auch die Frauenzimmer sind zu Hause wenig um die Reinheit ihrer Kleider besorgt. Sie tragen einen durchsichtigen Peraun und ein Paar Zihr-Jamus, welche letztere aus dichtem Sammt seyn müssen. Im Winter werfen sie sich in lange Kleider, aus Schals zusammengesetzt, und Mäntel, die zuweilen aus Zobelfellen verfertigt sind.

Zum Ausgehen verhüllen sie sich in einen Mantel, der vom Kopf bis zur Ferse reicht, und bloß jene Oeffnungen für die Augen enthält. Zuweilen ist das Gesicht mit einem Schleyer verhüllt, und sonderbar fallen dem Europäer in den Strassen der persischen Orte die langen, wohlgebauten Frauengestalten auf, von welchen er nichts weiter sieht, als ein Paar strahlende Augen. Diese Damen glauben überhaupt Alles gethan zu haben, was die Sittlichkeit fordert, wenn sie nur das Gesicht nicht entblössen. Uebrigens bedienen sie sich des Parfums und tragen gerne Juwelen. Was aber die armen Frauenspersonen der Volksklasse belangt, so tragen sel-

be keine Mütze und nur einige Bedeckung des Körpers, in der rauhen Jahreszeit kleiden sie sich in Schaffelle.

Eine besondere Erwähnung verdient in Hinsicht seiner Aeusserlichkeiten das Volk der Kurden, welches durch seine Räubereyen die Karavanen und die einzelnen Reisenden sehr beunruhigt. Der Kurde hat einen starken Körperbau, er trägt meist weite gestreifte Pantalons, die aber nicht tief hinabreichen, und ein graues Oberkleid, das um die Mitte durch einen Riemen zusammengehalten ist, dann eine hohe, spitzzulaufende Mütze. Seine Waffen sind gewöhnlich eine unten knotige Keule und ein Schild, dann ein Dolch, der Yatagan heißt.

Ziemlich geschmackvoll und bequem ist in Persien die Bauart der Wohnhäuser. Sie sind von einer hohen Mauer umgeben, aus Backsteinen aufgeführt und mit Lehm überzogen. Der Eingang besteht meist in einem engen, niedrigen Thürchen; durch dieses gelangt man in einen grossen Hof mit einem Springbrunnen und Kanälen, die wie Fontainen spielen. Nun tritt man in den Diwan-Khanu. Dieß ist ein grosses Zimmer oder ein Saal, dessen Boden mit einer schönen Decke belegt, und dessen Wände mit Sitzen versehen sind. Auf einer Seite dieses Gemaches laufen Schiebfenster ihn, auf welchen kleine Stücke gefärbten Glases die Sonne und die Sterne vorstellen. Ist der Diwan Khanu besonders groß, so enthält er auch zwey mit

Se-

Ein Perser.

Ein Kurde.

An den Seiten befinden sich ebenfalls Zimmer; aber sie bleiben dem Besuchenden uneröffnet. Die Treppen sind breit und gefällig. Noch haben die Häuser Terassen, auf welchen man in den Sommermonathen sogar schläft. — Die Bäder sind in Persien sehr schön und zum Theile auch öffentlich. Nach den Vorurtheilen des gemeinen Mannes werden sie aber verunreinigt, wenn Europäer sich ihrer bedienten. Unter den persischen Gärten werden jene von Schiras sehr gepriesen; alle ihre Alleen sind ermüdend lang und eng, auch gewähren sie keine schönen Ansichten. Vorzüglich dagegen sind die Platanenalleen des Tschar-Bag in Ispahan, deren vier neben einander in einer Länge von 3200 und einer Breite von 110 Fuß hinlaufen, und in verschiedenen Entfernungen mit steinernen Brücken, Blumenparterren, Kanälen und Springbrünnen geziert sind.

Die Hauptmahlzeit der Perser wird Abends gehalten. Pillau, oder gekochter Reis mit Gewürze und gesottenem Geflügel oder Hammelfleisch, geronnene Milch und Käse, sind die gewöhnliche Nahrung. Sorbet und Liqueure werden häufig, ja selbst vom schönen Geschlechte genossen. Ausser diesem wird aus dem Kulian geraucht, einer Tabakspfeife, die sich zum Theil durch ein Gefäß mit Wasser windet, damit der Rauch abgekühlt werde. Bey grossen Gastmahlen bedient man sich zum Kulian statt des Wassers des Rosenwassers und trinkt Kaffee aus goldenen Schalen.

Die Hausangelegenheiten ordnen, die Streitigkeiten des Gesindes schlichten, Besuche und Aufwartungen zu machen, sind die Geschäfte des vornehmen Persers, der nicht leicht unterläßt, über Zeitmangel zu klagen. Der Kulian, sein treuer Gefährte, muß ihm überall nachgetragen werden. Mit dem Eintritt der Dunkelheit werden ihm unter freyem Himmel Decken ausgebreitet; Freunde, abhängige Personen, georgische Sklaven unterhalten jetzt den Grossen Persiens durch Gespräch, Gesang, Musik und Tanz.

Diese Konversationen sind keineswegs langweilig. Die Herren tragen sich eine Menge Anekdoten vor; sie sprechen von literarischen Gegenständen, und rezitiren eine Menge der beliebtesten Verse. Was die Spiele belangt, so ist das Triktrak hier eines der gewöhnlichsten; dagegen kümmert man sich nicht um das Schachspiel, das doch in Indien mit grosser Neigung und auf eine gründliche Weise kultivirt wird. Pferderennen gegen Geldpreise sind eine allgemein geschätzte Unterhaltung. Wodurch aber die gesellschaftlichen Freuden der vornehmen Perser befleckt werden, dieß sind die Vorträge der sittenlosen und verläumderischen Anekdotenerzähler, welche Loti's heissen, und die auch als Taschenspieler belustigen.

Die Militären vergnügen sich hauptsächlich mit allerley Waffenübungen zu Pferde, worunter der Dschurid Baser oder das Spiel mit dem Wurfspiesse die beliebteste ist. Sie besteht darin,

daß der Reiter einen auf sich geworfenen Wurfspieß mit der Hand auffängt, oder über sich wegfliegen läßt, indem er sich unter den Bauch seines galoppirenden Pferdes wirft. Ausserdem belustigt man sich damit, daß die Flinten fliehend abgefeuert werden, indeß der Reiter schnell auf dem Sattel sich umkehrt. Daher und bey ihren übrigen Reiterkünsten halten die Perser die Europäer für sehr schlechte Reiter, während sie selbst durch ihr wüthendes Gallopiren und plötzliches Anhalten der Pferde, deren Gebiß bald zu Grunde richten.

Uebrigens sind die Persischen Pferde zum Theil vortrefflich, und dennoch wohlfeil. Die Perser und besonders die Araber an der Küste sind grosse Freunde der Jagd. Die Falken werden hier noch sehr häufig und zwar vorzüglich gegen Antelopen abgerichtet, welchen sie mit den Flügeln die Augen bedecken, worauf selbe eine Beute der Hunde werden. Wilden Eseln setzt man ebenfalls nach, doch erschweren sie durch ihre Schnelligkeit die Bemühung der berittenen Jäger. Sehr häufig unterhält man sich auch mit den Kämpfen der Schafböcke, welche sehr muthig mit einander fechten. Bey diesem Anlasse gerathen die Perser oft selbst in Wallung und auf das Gefecht der Thiere folgt nicht selten ein anderes der Zuschauer.

Was die Verbindungen mit dem weiblichen Geschlechte belangt, so kann jeder Perser, als Mahomedaner, vier rechtmässige Gemahlinnen und so viele Kebsweiber besitzen, als er zu ernähren vermag.

Die Einrichtungen ihrer Serails stimmen mit jenen der Türken überein, nur ist zu bemerken, daß das Hauswesen durch eine Duenna (Kud Banu) geleitet wird, wenn die Frau noch zu jung ist, um selbem gehörig vorzustehen, und daß der Perser gleich dem Türken die Untreue seiner Frau mit dem Tode bestraft.

Die Perser sind von der Mahomedanischen Sekte der Shias. Die Häupter ihrer Kirche sind die beyden Sedris, deren einer die Religions- der andere die ökonomischen Angelegenheiten der Geistlichkeit, die Schulen und die frommen Stiftungen besorgt. Die Perser sind abergläubisch und besonders bey dem gemeinen Mann ist Ali, der Schwager und Vezier Mahomeds, mehr als der Prophet selbst. Er ruft daher den Ali um Hilfe an und schwört beym Ali, worüber denn die Sekte der Sunniten höchst unzufrieden ist.

Eine seltsame religiöse Feyerlichkeit der Perser ist das Fest Omars, durch welches der Tod dieses Kalifen gefeyert wird. Zu diesem Ende wird ein grosses Gerüst aufgeführt und an selbem ein möglichst entstelltes Bild befestigt. An dieses richtet nun die versammelte Menge derbe Verweise, daß es die Stelle Ali's einzunehmen wage, und nachdem alle Schimpfworte erschöpft sind, zertrümmert man es mit Steinwürfen. Jetzt aber fällt aus dem hohlen Bilde eine Menge Zuckerbrod, womit man es anfüllte, und welches von dem Pöbel, welcher der Ceremonie beywohnt, verschlungen wird.

Zweyter Abschnitt.

Industrie und Handlung. — Schreibekunst. — Mahlerey. — Ein Schlachtgemählde. — Musik. — Tanzkunst. — Poesie und Proben derselben.

Der Handel Persiens ist nicht sehr beträchtlich. Es hat nur wenig schiffbare Flüsse und kann nur in geringer Menge Weitzen, Reis, Hafer, Datteln und Mandeln ausführen. An Fabrikaten sind es Zeuge aus Ispahan, Kashan und Yezd, was Persien nach Rußland und nach der Tatarey verkauft. Gummi und Asa fötida nebst anderen Arzneymitteln, Perlen, Rosenwasser und Wein, hauptsächlich aber Pferde gehen nach Indien. In Schiras befinden sich Säbelfabrikanten, dann Emailleurs, die in ihren Arbeiten auf Gold selbst die Europäischen auffallend übertreffen. Der Glanz, die Weichheit ihrer Farben und die Genauigkeit, welche sie bey den kleinsten Figuren beweisen, sind sehr lobenswerth. Auch hat man dort eine Glasfabrik, in der man unter Andern die Kunst besitzt, mittels eines Stempels allerley Figuren in den Boden der Glasgeschirre einzudrücken. Doch aber schlummert im Ganzen genommen die Industrie und man ver-

läßt sich darauf, daß die Fremden alle den einheimischen Bedarf und Luxus mit den nöthigen Artikeln versehen werden. So kommen Seide, Decken, Filze und Shawls aus Kaschemir, aus Masulipatam Zitze. Theils wird der Handel mittelst der Karavanen, theils zu Schiffe getrieben.

Das Schreiben ist in Persien zur mühsamen Kunst geworden. Dagegen muß man gestehen, daß ihre Manuskripte sehr oft jedes gedruckte Werk an Pracht übertreffen. Die Mahlerey der Perser beweiset eine gänzliche Unkunde der Perspektive. Die Porträtmahler sollen mit vieler Genauigkeit treffen, von ihren Landschaften u. s. w. weiß man bestimmt, daß sie schlechte Kopieen schlechter Originale aus England und China sind. Oft sieht man auf Persischen Schlachtgemählden einen Mann, so hoch als der neben ihm stehende Berg, dann die Kanonen, Infanterie und Kavallerie über einander in gleicher Grösse in Linien stehen. Auch haben sie Gemählde, welche an einem Theile den Anfang der Schlacht und an dem anderen die Niederlage des Feindes vorstellen. Die Musik befindet sich bey dieser Nazion auf keiner unbedeutenden Stufe. Man rühmt an der Melodie ihrer Gesänge Sanftheit und Tiefe des Gefühles, auch beweisen die Grossen ihre Vorliebe für diese Kunst dadurch, daß sie ganze Sängergesellschaften von Knaben aus Georgien halten. Von geringem Werthe ist aber der Persische Tanz. Durchsichtig bekleidete Tänzerinnen versinnlichen hier die ausschweifendste Sinnlichkeit, ohne ei-

ne höhere Stufe ihrer Kunst zu ahnen. Die lyrische Poesie der Perser beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Lobe des Weins und der Schönen, über deren Grausamkeit bitter geklagt wird. Folgende Zeilen sind der Schwanengesang eines Persischen Zechers:

Hierher, ihr Bechertrager; denn ich ende,
Mein Sterbekleid webt aus der Rebe Blätter,
Dann badet mich in Wein nach Rosen duftend,
Und an der Thür einer Schenke nur
Verstreuet, ihr frommen Zecher, meine Asche.
Im Tode noch bin ich dem Wein getreu,
Erfüllet denn den Wunsch des Bittenden.

Die Perser hegen für ihre grösseren Dichter ungemeine Verehrung. Das Grabmahl des Hafiz in Schiras befindet sich in dem kleinen Garten Hafizin und ist vom weissen Marmor, in welchen zwey seiner Oden gegraben sind. Hier wohnen einige Derwische, welche seine Oden singen und täglich sein Grab besuchen. Die Odensammlung dieses Dichters soll unnachahmliche Stellen mystischer Gottesverehrung enthalten, und man betrachtet sie, gleich den Sybillinischen Büchern, als Werke, aus deren einzelnen Stellen man den Erfolg einer Unternehmung vorher erfahren könne. Sein Porträt stellt ihn als einen blühend schönen Mann in bäuerischer Tracht dar. Sadi dagegen ist als Greis mit einem Silberbart gemahlt. Wir wollen die Grabschrift, welche er sich selbst entwarf, mittheilen:

Der du über mein Grab, o Wand'rer schreitest, gedenke
Jener Edlen, die noch vor mir verliessen die Welt!
Wißt! Der Verwandlung in Staub hat Sadi niemahls gebebet,
Der schon Erde war, als er auf Erden gelebt.
Gleich den Winden umfaßte sein Geist die Räume der Welten;
Nun verbreitet der Wind über die Welt seinen Staub:
Aber so lang der herrliche Garten des Wissens geblühet,
Keine Nachtigall that in dem Gesang es ihm gleich.
Darum wird das Geschick solch' einer Nachtigall gönnen;
Daß auf dem Grabe sie bald wieder als Rose sich zeigt!

Eine besondere Dichtungsart der Perser ist der Ghuzl, welcher gleich dem Sonette eine nach gewissen Regeln begränzte äussere Form hat. Hafiz, Mutushim und Ruquib haben sich darinn am meisten ausgezeichnet. Wir theilen einen Ghuzl Mutushims mit:

Entglüht hab' ich die Nacht hindurch geharret.
Du kamest nicht; ich sterbe vor Verlangen.
Wo warest du? Die Sehnsucht deiner Nähe
Entpreßte meinen Augen heisse Thränen.
Bey deinem schönen Mund, bey deinen Augen,
Bey deiner Locken holden Fülle schwör' ich:
Von dir getrennet find ich keine Ruhe,
Und jedes Wesen fühlet meine Leiden! —
Auf meine Lippen hefte du die deinen,

Und rette mich vom Tod, der diese Nacht
Hindurch mich oft als Beute schon betrachtet.
Der Lampe ähnlich droht' ich hinzusterben,
Und du gabst kalt mich dem Geschicke Preis!

Der jetzige, noch junge, König von Persien Futi-Ulib-Schab hat den Geschmack der Perser für die Literatur kräftig belebt. Er hat einen Dichter durch eine Gouverneursstelle, und nahmentlich durch jene von Kaschan, belohnt, auch besitzt er selbst viele Gelehrsamkeit und dichterische Talente. Der sorgfältige Sammler Persischer Poesien, Esq. Scott Waring theilt uns eine dichterische Arbeit dieses Souveräns mit, von welcher wir einzelne Stellen gleich den obigen versifizirt vorlegen.

Füge dich in meine Wünsche;
Nicht vertröste mich auf Morgen!
Ende jene Grausamkeit,
Die du, Schlaue, Treue nennst.
Rede nicht von deinen Augen,
Die mir Qualen nur gebaren,
Du, die ihren Stolz des Sinnes
Durch des Wuchses Hoheit kündet!
Doch ich will nicht fürder klagen;
In der Strenge deines Blickes
Ehre ich das Zartgefühl.
Soll ich aber ungeliebet
Deiner Grausamkeit erliegen:
So vernichte mich denn plötzlich,
Tod durch solche Hand ist Ruhm!

Dritter Abschnitt.

Ernste Wissenschaften. — Astrologie. — Oeffentlicher Unterricht. — Staatseinrichtung. — Hof. — Finanzen. — Kriegsmacht.

Die ernsten Wissenschaften werden von den Persern nur sehr unbedeutend kultivirt. Die Selbstgenügsamkeit der Orientaler, die sich gerne in einen engen Kreis des Wissens einbannt, veranlaßt, daß sie in Erstaunen gesetzt sind, wenn eben ankommende Fremde von ihren Sitten, von ihren Einrichtungen mit jener Sachkunde reden, die wir ohne Mühe selbst aus unseren älteren Schilderungen Persiens kennen lernen. Besser gedeiht bey den Persern die schimärische Wissenschaft der Sterndeuterey, keine Beredtsamkeit würde vermögen, sie zu erschüttern, und so sind es wohl noch auf lange Zeit die Astrologen, welche das einträglichste Gewerbe im Lande betreiben. Die ungeneigten Gestirne zu versöhnen, ist eines der wichtigsten Geschäfte des Hofes und des Staates.

Für den öffentlichen Unterricht wird durch einige Kollegien gesorgt, deren eines in Ispahan sich befindet, und wo ausser dem

Elementarunterricht, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Theologie, Grammatik, die Persische, Türkische und Arabische Sprache, schöne Wissenschaften, Philosophie u. s. w. gelehrt werden. Das genannte Kollegium bezieht die Einkünfte von 40 Dörfern.

Die häufigen Erschütterungen des Thrones von Persien haben eine wirklich auffallende Vorzüglichkeit in den Polizeyanstalten bewirkt. Die Gesetzgebung fließt auch hier aus dem Koran, doch da die Perser Anhänger des Ali sind, so ist ihr Gesetzgebungssystem nicht mit den unzähligen Kommentarien und Tradizionen der Sunniten überladen; dagegen aber, wie in allen despotischen Staaten, in keinem genauen Verhältniß mit der Uebertretung oder dem Verbrechen. Die Perser sind für die Schnelligkeit ihres Rechtsganges eingenommen, obgleich sie die Weisheit in den Aussprüchen unserer Gerichtshöfe bewundern.

Die gewöhnlichsten Persischen Münzen sind: der Puli Shiah, eine kleine Kupfermünze, der Shahi, eine kleine Silbermünze, deren doppeltes eine Muhummudi ist. Fünf und eine halbe Muhummudi's machen einen Nadir Shahi, zehn derselben einen Tuman aus, welcher von Gold ist. Uebrigens sind ausländische Münzsorten, die aus Konstantinopel und aus Rußland einströmen, noch häufiger als die einheimischen im Umlaufe. Von diesen fremden Münzen gilt unter Andern der Deutsche Kronenthaler 2½ Piaster.

Der Hof zu Tuhran oder Teheran soll sehr glänzend seyn. Wenn der König, der aus dem ehemahls unangesehenen Stamme der Guajjars ist, sich im Thronsaale steigt, so ist er zuweilen mit seinen Insignien und mit Armbändern versehen, die an Werth die Juwelen jedes anderen Regenten überbreffen, und deren Glanz im Strahl der Sonne es unmöglich machen soll, den König ohne Unterbrechung lange anzusehen. Bey einer solchen Feyerlichkeit stehen die fünfzig Söhne des acht und zwanzigjährigen Königs vor dem Thron, hinter ihnen und seitwärts die Minister und andere der ansehnlichsten Staatsbeamten, in den Zugängen aber befinden sich vielleicht zweytausend kostbar gekleidete Ghulami Shahi's oder Garden. Die Persischen Gouverneure der Provinzen leben zum Theil sehr einfach; aber man muß ihnen, wie überhaupt allen Staatsdienern daselbst bey jedem Anlasse Geschenke machen. Der Ackerbau ist in Persien nicht unbegünstigt, die Steuern werden nicht mit Strenge eingehoben und meist durch das Produkt selbst entrichtet. Die königlichen Ländereyen (Shahih) werden verpachtet, die anderen (Urbabih) stehen unter reichen Eigenthümern.

Die Kriegsmacht besteht aus Kavallerie, und aus einiger Infanterie, deren man sich bey Belagerungen bedient. Diese Truppen erhalten vom Könige die Montur und Ausrüstung, Getreide, Butter und Geld, so daß sie vortrefflich bezahlt sind. Sie greifen in kleinen Haufen in vollem Gallopp

an, halten das Pferd gählings an und feuern ab. Man schätzt ihre Zahl auf 80,000 Mann, wovon 20,000 unter dem Nahmen Ghulam Shahi's ein Elitenkorps zum Schutze des Königs ausmachen. Aus diesen Truppen sind wieder einige tausend Mann ausgezogen, welche auch in Friedenszeiten die Garde des Königs ausmachen und sehr prächtig gekleidet und bewaffnet sind. Im Allgemeinen ist die Persische Kavallerie bis zum Lächerlichen schwerfällig. Eine Lanze, ein Dolch, ein Schwert, drey Pistolen und eine Flinte mit mehreren Pulverhörnerpatrontaschen und Ladstöcken, die am Gürtel hangen, vermehren die Last des Reiters wahrscheinlich um 80 Pfund. Doch sehen sie sich für leicht an und spötteln über die Schwere der Stiefeln und Turbane der Türkischen Kavallerie.

XV.

Venture's Nachrichten von den Drusen.

Diesen Aufsatz haben wir aus dem IV. Band der Annalen Maltebrun's S. 325 u. s. f. auszugsweise übersetzt, und einige Bemerkungen des Herausgebers dem Kontext eingeschaltet. Der Titel, welchen er daselbst führet, heißt: Memoire pour servir à l'Historie des Druses, peuple du Liban, par feu M. Venture, Secretaire Interprete du Roi, tiré de la Bibliothéque Impériale, et communiqué par M. Langlès, de l'Institut national etc. — Da der scharfsinnige Verfasser selbst die Standpunkte angegeben hat, aus welchen die Wichtigkeit des Gegenstandes erhellet, so bedarf es von unserer Seite keiner weiteren Erinnerung.

Erste Abtheilung.

Gebiet und Verfassung der Drusen. — Die Mutualis. — Abstammung und sonderbare Schicksale der

Drusen. — Die gefällige Stadt Baruth. — Beschäftigungen der Drusen. — Landesbewaffnung. — Der Alte vom Berge.

An der Küste von Syrien wohnt eine Nazion, von welcher man nur den Nahmen kennet, ein Umstand, der um so mehr die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich ziehen muß. In Mitte eines despotischen Staates genießt dieses in jeder Rücksicht ganz eigene Volk einer völligen Unabhängigkeit, und schon aus diesem Grunde verdient es allerdings die Blicke des Denkers festzuhalten.

Die Ehre, der Annalist dieses Volkes zu werden, masse ich mir nicht an. Die Geschichte einer Nazion, deren Plane sich darauf beschränken, in Mitte beschützender Berge ruhig zu leben, kann nicht hinreichend glänzende Thatenreihen enthalten, um die Sucht des Lesers nach dem Ausserordentlichen zu befriedigen. Zudem könnte ich bey dem Mangel an Quellen leicht in die Lage des Herrn Puges de Saint-Pierre kommen, der im Jahr 1763 einen Roman drucken ließ, unter dem Titel: „Geschichte der Drusen, eines Volkes auf dem Berge Libanon, abstammend von einer Französischen Kolonie."

Besonders in Hinsicht auf jenen Theil dieses Werkes, der sich mit dem gegenwärtigen Zustand, den Streitkräften und dem Handel dieses Volkes

sehr unvollständig beschäftigt, finde ich es wesentlich nöthig, eine berichtigende Aufklärung zu geben.

Die Drusen bewohnen die Berge, welche unter dem Nahmen Libanon und Antilibanon bekannt und durch eine sehr ansehnliche, fruchtbare Fläche getrennt sind. Der Fluß Kasmie bewässert dieses Gebiet, welches an der See in einer Länge von 15 Lieuen vom Flusse Seyde mit Einschluß von Gebail sich hindehnt, und an das Paschalik von Tripoli stößt. Eine Hälfte des Landes ist dem Paschalik von Seyde und die andere jenem von Damask zinsbar.

Die schönsten Besitzungen der Drusen sind vom Libanon und dem Kesroan eingeschlossen. Dieser Theil macht das eigentliche Fürstenthum des Großemirs aus, welcher Dair-Kamar als Hauptstadt bewohnt, und an den Pascha von Seyde jährlich 350 Beutel (jeden zu 500 Piaster) bezahlt.

Der Antilibanon, zu welchem die Fläche Bekaa gehört, ist von Damask abhängig, und bildet ein anderes Fürstenthum, das von einer Drusischen Familie beherrscht wird, die eine getreue Alliirte des Großemirs ist. Kasbeia ist hier der Hauptort.

Nachbarn und Feinde der Drusen sind die ebenfalls gegen die Türken erbitterten Mutualis im Süden, die Nassairis im Norden und die Araber im Osten. Von den ersteren beyden, welche noch wenig bekannt sind, soll in der Folge die Rede seyn.

Bey den Drusen herrscht das Feudalsystem; die Macht des Fürsten, welcher den Titel Emir führt,

er-

erstreckt sich nicht auf das Recht, Gesetze zu geben, und Auflagen anzuordnen. Seine Finanzen beschränken sich bloß auf den eigenen Besitz, auf den Ertrag der Zölle und der Verpachtungen. Dennoch setzen ihn seine Reichthümer in den Stand, in einem Glanze zu leben, der für eine so einfache, mit dem Luxus unbekannte Nazion hinreichend imponirt. Da er der Pforte für den Miri verantwortlich ist, so muß er seine Behebung besorgen. Dieß geschieht auf eine billige und unveränderte Art.

Nach dem Emir folgen die sieben grossen Vasallen, worunter man drey Hauptfamilien unterscheidet, die sich mit dem Emir an Reichthümern messen. Sie geniessen das Privilegium, daß sie in keinem Falle einem Todesurtheil ausgesetzt sind. Ihre Pflichten bestehen darin, sich bloß in Angelegenheiten der gemeinschaftlichen Vertheidigung unter seinen Fahnen zu sammeln. Unter ihnen stehen die Schechs oder Erblehenherren über einzelne Dorfschaften. Die dritte Klasse ist jene der Landbebauer. Da die Häupter der Nazion nicht reich genug sind, Truppen zu besolden, so suchen sie die Zuneigung der Bauern zu erhalten; sie stehen vor ihnen auf, um sie zu empfangen, und lassen sie an ihrer Seite sitzen.

Die Mutualis bewohnen das bergige, aber doch fruchtbare Gebiet vom Seydefluß bis zu jenem von Akre. Gegen jährliche Entrichtung von 200 Beuteln an den Pascha von Seyde, bleiben sie ungestöhrt im Besitze ihres Landes, ihrer Gesetze und

Gebräuche. Einige Schlösser der alten Kreuzfahrer, *) in vortheilhafter Lage sichern sie gegen jeden Ueberfall.

Dieses fanatische Volk hängt dem Ali und den eilf Imans seines Stammes an, die ihm im Kalifat folgten. Dieser Fanatismus geht so weit, daß die Drusen alle Sunniten oder Anhänger Mahomeds ohne Gnade morden, wo sie selbe finden. Die Mutualis beobachten ihren Ramazan so streng, daß sie ihre Fasten erst mit Eintritt der gestirnten Nacht enden, während die Türken schon mit Sonnenuntergang zu Tische gehen.

Das Interesse der Religion ist das mächtigste Band, welches die verschiedenen Schechs dieser Nazion verknüpft. Jeder derselben hat im Verhältniß mit seinen Reichthümern eine grössere oder geringere Anzahl von Kavallerie, und der Bauer lebt in der Knechtschaft. Das angesehenste dieser Oberhäupter ist der Schech Nassif, der im Schlosse Tibnin, dem festesten Platze dieser Gegend, residirt. Den zweyten Rang scheint Schech Abbas Ali einzunehmen; er befindet sich zu Sur, dem sichersten und geräumigsten Hafen der ganzen Küste. Die Stadt ist klein aber bemauert und

---

*) Sollten diese, und zwar in solchen Ländern, der Zerstöhrung der Barbarey und der Zeit wirklich entgangen seyn; oder wurden sie in der Folge, und in welchem Zeitpunkte erneuert?

B.

nimmt den Platz ein, auf welchem das alte Tyrus stand.

Die minder zahlreichen Mutualis haben durch den kriegerischen Geist ihrer Reiterey den Drusen den Oberrang abgewonnen, welchen sie sonst in Syrien behaupteten. Während der Syrischen Unruhen warf diese Reiterey im Jahre 1771 beym See Hauti die bey weitem grössere Armee Osmans, Pascha's von Damask. Bald darauf schlugen sie, 3000 Mann stark und unterstützt von Akre'scher Infanterie, 40,000 Drusen, die sich zum Vortheil der Pforte erhoben hatten.

Lächerlich ist die Vermuthung, daß die Drusen von den Franzosen abstammen, welche Gottfried von Bouillon zur Eroberung des heiligen Landes führte, und daß ihre Emirs Abstämmlinge der Grafen von Dreux seyen. Im Gegentheile mußten diese fruchtbaren Berggegenden schon lange bewohnt seyn, und sie scheinen vielmehr, nach den Hebräischen Schriftstellern, Abkömmlinge Iturs, eines Sohnes Ismaels und folglich Arabischen Ursprungs zu seyn.

Vibius Sequester erzählt von den Iturier n, daß sie ursprüngliche Bewohner Syriens und treffliche Bogenschützen waren, — Pompejus der Grosse und andere Römische Feldherren zwangen sie, der Seeräuberey zu entsagen, wie Dio Cassius versichert, und Cicero beschuldigt den Antonius, daß er das äusserst barbarische Volk der Iturier in seinem Solde habe, endlich äussert Appianus, daß

ihre Besitzungen während der Römischen Bürgerkriege sich sehr vermehrt haben. — Seit dieser Zeit muß diese Nazion in ihren Bergen fortgelebt haben; denn ein so unabhängiges und kriegerisches Volk konnte unmöglich verschwinden, ohne daß die Muse der Geschichte seinen gewaltsamen Untergang aufgezeichnet hätte. Indeß lernte man ohnehin seit den Kreuzzügen, gerade in den Gegenden jener alten Iturier, eine Nazion kennen, die sich nicht Drusi sondern Dursi oder Tursi nannte. Diesen Nahmen wird sie wohl immer geführt haben, und bloß durch eine Veränderung der Endsylben mögen diese Nachkommen Iturs von den Griechen und Römern die fremdartige Endsylbe äi, und dadurch den Nahmen Ituräi erhalten haben.

Seit ungefähr 30 Jahren ist Emir Jussef Herr des Berges. Allein während seiner Regierung haben die Drusen in der öffentlichen Meinung verlohren, da er sich durch den Pascha von Seyde, die Herrschaft über Baruth entreissen ließ. Diese Stadt liegt sehr reizend am Meere. Eine sehr reine Luft, die anmuthige Umgebung von Gärten, ein Fichtenwald nach der Schnur angepflanzt und nur eine Viertel-Lieue von der Stadt entfernt, macht diese Stadt, welche überdieß einen guten Hafen besitzt, zu einem sehr anziehenden Aufenthalt. So lange sie in den Händen der Drusen war, strömte eine Menge Syrischer Christen herbey, welche bey den duldsamen Drusen alle Religionsfreyheit genossen, und im Besitz eines blühenden Handels waren.

Indeß kann hier nicht angegeben werden, ob nicht die Drusen sich mittlerweile neuerdings der Stadt Baruth bemächtigt haben.

Der Kesroan, oder jener Theil des Libanon, der von Gebail bis an den Hundsfluß sich hin erstreckt, ist eine der unzugänglichsten Berggegenden. Unter dem Schutze des Drusischen Emirs, dem sie Zins= und Lehenpflichtig sind, leben hier Maronitische Christen unter eigenen Schechs. Sie können 12,000 Mann stellen, und ihr Hauptort heißt Suck. Ueberdieß ist der Kesroan seines Weinbaues wegen berühmt, auf ihm wächst der sogenannte Goldwein, eine köstliche Sorte.

Allenthalben ist das Gebirge Libanon von Thälern durchschnitten, welche durch Thätigkeit in bezaubernde Gärten verwandelt sind. Allein bey allem rastlosen Bemühen der Drusen, müssen sie doch durch Getreideeinkauf ihren Bedarf decken. Dagegen gedeiht hier der Maulbeerbaum allenthalben vortrefflich. Im Innern der Berge wird der Seidenwurm in den Häusern, in Baruth aber im Freyen unter blossen Laubhütten gezogen, deren Reinigung ein Geschäft der Frauenzimmer ist. Nach der Regenzeit, wenn keine Donner sich mehr hören lassen, beginnt gewöhnlich eine sehr reichliche Ernte. Von den Würmern in Häusern gewinnt man die gelbe, von jenen im Freyen die weisse Seide. Nach der Ernte wird im Divan, unter dem Vorsitz des Emirs, der Preis der Seide bestimmt, und die Stärke des Vorrathes und der Nachfrage begrün=

den sein Steigen oder Fallen. Baruth ist sodann der Markt für die Seide; allein die Konkurenz von Damask und von Aegypten berauben den Europäer der Hoffnung, hier vortheilhafte Einkäufe zu machen.

Um der Tyranney der Syrischen Paschen zu entgehen, flüchten sich die dortigen Christen häufig in das ruhige, glückliche Land der Drusen. Zwar können diese 50,000 Mann ins Feld stellen, aber wenn sie sich nicht auf die Vertheidigung der Berge beschränken, so sind sie viel zu undisziplinirt, um mit Vortheil gegen die Kavallerie zu kämpfen, welche der Feind in der Fläche aufstellt.

Wenn die Nothwendigkeit eintritt, das Vaterland zu vertheidigen, so rufen die Abgeordneten des Emir in allen Ortschaften: „Es ruft die Ehre, wer ihrer Stimme nicht gehorcht, ist ein ehrloser Mensch." Auf diesen Ruf versammelt sich das Frauenvolk auf dem öffentlichen Platz, und um die Jugend zur schnellen Vertheidigung des Vaterlandes zu befeuern, fordern die Frauen selbst bewaffnet zu werden.

Nur mit Unmuth und unter vielen Weitläuftigkeiten entrichten die Drusen der Pforte ihren Tribut. Der Emir und die Schechs unterhandeln mit den Paschen bloß durch eine neutrale Person, welche ihnen ihre Vorstellungen vorlegen und das Geschäft des Sachwalters versehen muß.

Die Drusen haben ehemahls die Russen mit offenen Armen empfangen, sie würden es noch jetzt thun; denn sie hoffen nach Auflösung des Türki-

schen Reiches in diesem Welttheile eine grosse Rolle zu spielen.

Ich bin der Meinung, der Alte vom Berge, der unter Anderem auch in den Romanen häufig glänzte, könne nichts anderes seyn, als das Oberhaupt der Drusen. Denn der Alte ist nichts Anderes, als die buchstäbliche Uebersetzung des Wortes Schech, ferner haben die Kreuzfahrer, welche von ihm sprechen, seinen Aufenthalt gerade in jene Gegend versetzt, wo wir die Drusen finden. Ferner konnte der Begriff der Seelenwanderung, welchen dieses Volk angenommen hat, verbunden mit blindem Gehorsam gegen die Befehle des Himmels oder Desjenigen, der in dessen Nahmen spricht, allerdings die Drusen zu so staunenswerthen Opfern begeistern, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt. Zu allem diesem kömmt noch der Umstand, daß der Emir jederzeit eine auserlesene Truppe um sich hat, die ehemahls aus Drusen, jetzt aus Christen zusammengesetzt, und unter dem Nahmen der Fedavies bekannt ist. Es giebt keine Gefahr, welche diese Truppe scheute, wenn es sich darum handelt, die Befehle des Fürsten zu erfüllen. So schoß vor etwa 36 Jahren einer dieser Fedavies einen Einnehmer von Seyde, der bey Erhebung des Tributs den Emir beleidigt hatte, mitten unter seinen Leuten todt und wurde dann von den letzteren auf der Flucht ermordet.

Zweyte Abtheilung.

Die Drusischen Gebirge, ein Asyl. — Rührende Gastfreyheit. — Der Punkt der Ehre im Zusammentreffen der Galanterie. — Konvenienzheirathen. — Sittenlosigkeit in einzelnen Bezirken. — Drusische Kleidertracht. — Die Nasairis.

Den Drusen ist ihr Gebiet eine geheiligte Freystätte für jeden Unglücklichen. Kein Versprechen, keine Drohung der Türken vermag die Drusen, einen Menschen auszuliefern, dem es gelang, sich ihnen in die Arme zu werfen. Auch die Gastfreyheit ist eine ihrer Tugenden, jedoch wird sie nur mit Sparsamkeit ausgeübt. Denn jede Familie ist auf ein Jahr lang mit den nöthigsten Lebensmitteln versehen, und erscheint ein Gast, so ist die Familie, nachdem er sich wieder entfernt hat, genöthigt, ihre tägliche Porzion so lange zu vermindern, bis sie in das alte Gleichgewicht kömmt. Weizen, Hammelfleisch, Eyer sind ihr Lieblingsgericht. Sie backen selbe in einer Pfanne, die aus Erde mit Kuhmist besteht, und um so gehärteter, geschätzter ist, je öfter sie gebraucht wurde. Unter den Ausstattungsartikeln der Bräute darf eine solche Pfanne nicht fehlen. Sonst geniessen die Drusen noch Reis, Hül-

senfrüchte, Honig und getrocknete Früchte. Aus Mangel an Viehweiden essen sie nur selten frisches Fleisch. Das Brod backt Jedermann zu Hause.

Die Dorfschaften der Drusen sind immer anmuthig und unfern einer Quelle gelegen. Die Emirs haben bequemere Häuser von mehreren Stockwerken; aber die Häuser des Volks bestehen nur in einem geräumigen Gemach, das von hölzernen Säulen getragen wird. Zur Seite ist noch ein Stall angebaut, wo auch die Seidenwürmer gezogen werden. — Die Geräthschaften beschränken sich auf eine Matte, einige Matratzen und Pölster. In den Winkeln stehen grosse Erdvasen mit den Lebensmitteln. Uebrigens halten die Drusen sehr auf Reinlichkeit.

Der Punkt der Ehre vervielfältigt bey diesem Volke die Mordthaten. Ein Sohn, oder Verwandter des Gefallenen, hat die Pflicht ihn blutig zu rächen. Daher giebt es bey ihnen Ortschaften, wo seit undenklichen Zeiten kein Mann von Krankheiten starb, sondern bloß durch Schwert oder Kugel umkam. Dagegen verfolgt die Regierung den Mörder, sie verbrennt sein Haus, zerstöhrt seine Pflanzungen, und würde ihn selbst mit dem Tode bestrafen, wenn er nicht, was immer der Fall ist, bey einem benachbarten Schech oder Emir eine unverletzliche Freystätte fände, wo er denn jenen Augenblick erwartet, wo seine Beschützer für ihn Gnade erwirken.

Wer sollte erwarten, daß solche Vorgänge der Barbaren dennoch einem milden Gebot der Galanterie gehorchen? Es darf nur ein Frauenzimmer auf dem Kampfplatze erscheinen, so hört das Gefecht auf, und wird verschoben. Es giebt kein Beyspiel, daß ein Druse sich jemahls erlaubt hätte, von dieser Sitte abzugehen.

Die bevorstehende Gefahr des Angriffs, und die Verbindlichkeit angethanener Beleidigung zu rächen, setzen die Familien in die Nothwendigkeit, sich zu vereinigen, um Achtung zu erlangen. Die zahlreichste Familie ist auch die gefürchtetste, und man verheirathet die Töchter nur mit Verwandten und Alliirten. Eine reiche Erbin wird eher einem armen Landbauer von seiner Familie, als einem reichen Fremdling zu Theil. Ohne Einwilligung der ganzen Verwandtschaft vermag der Vater nicht, mit der Hand seiner Tochter zu schalten. So hat eine blutgierige Sitte den marternden Zwang der Konvenienz-Ehen, der sonst nur den verbildeten Nazionen gehört, bey einem naturgetreuen Volke eingedrängt!

Wie bey den Türken, so ist auch bey den Drusen die Ehe ein bloß bürgerlicher Vertrag. Der Ortsrichter zeichnet wie der Kadi das Heirathsgut auf, welches der Mann seiner Frau zugesteht, so wie auch eine zweyte Morgengabe, die ihr für den Fall der Verwittwung oder der Ehescheidung zukömmt.

Begleitet von Verwandten und Freunden holt der Neuvermählte seine Gattinn ab, um sie nach ihrer Wohnung zu führen. Musketensalven, Freudengeschrey und Lobgesänge auf das neue Ehepaar begleiten es dahin, und das Fest endet mit einem stattlichen Schmause. Am anderen Tag muß das Leintuch des Brautbettes den nächsten Verwandten ausgesetzt bleiben, welche dann festsetzen, ob eine Ehescheidung statt haben müsse oder nicht.

Sagt der Ehemann zu seiner Frau: „Gehe zu den Deinigen," ohne hinzuzusetzen „und komm' zurück, so muß die Frau im älterlichen Hause drey Monathe zubringen, welche das Gesetz zur Untersuchung der Umstände anordnet; nach Verlauf dieses Zeitraumes steht es ihr frey, einen Anderen zum Gatten zu wählen.

Die eifersüchtigen Drusen nöthigen ihre Frauen sehr zurückgezogen zu leben, selbst ihre nächsten Verwandten, ja sogar den Bruder, dürfen sie nicht besuchen. Dennoch ist die Galanterie auf diesen Bergen nicht unbekannt, sie geht aber mit der schonendsten Behutsamkeit zu Werke. Die Weiber sind hier durchgängig groß, wohlgebaut und fruchtbar, so wie die Männer festgebaut und kräftig sind.

Wahr ist es, daß der Geist der Ausschweifung ohne allen Rückhalt in einigen Drusischen Dorfschaften herrscht, und insonderheit zu Keftin und Mortavan, ungefähr 12 Meilen von Aleppo. In diesen Gegenden machen die Ehemänner den Reisenden die sonderbarsten Anträge, allein es scheint,

daß die Ursache davon nicht in der Religion, sondern im Bedürfnisse und in der Habsucht liege.

Die Kleidung der Frauenzimmer in Drusien ist mit Ausnahme des Kopfputzes jener der Türken ähnlich. Eine rothe oder weisse Mütze aus Leinwand bedeckt ihren Kopf, und auf den Scheitel befestigen sie nach Maßgabe des Vermögens eine Art von Kaske aus Kupfer, Silber oder Gold, woran ein Band befestigt wird, das sich unter dem Kinne verschlingt. Oft ist diese Kaske trichterförmig und rückwärts fällt ein Schleyer bis an den Gürtel hinab. Dieses Putzstück legen sie niemahls ab, selbst dann nicht, wenn eine Krankheit sie an das Bett fesselt.

Die Männer tragen etwas längere Kleider als die Türken, einen grünen oder bunten Turban, einen etwas gekrümmten Dolch, und eine Pulvertasche an der Seite. Sie tragen jederzeit die Flinte auf der Schulter, wenn sie ausgehen, und bedienen sich dieser Waffe mit Geschicklichkeit. Uebrigens tragen sie Halbstiefel.

Man muß sich in Acht nehmen, die Drusen nicht mit jenen Völkern zu verwechseln, welche die Berge von Lattakie bis Aleppo hin bewohnen; denn dieser Volksstamm trägt den Nahmen der Nasairis. Er hängt vom Pascha zu Tripoli ab und seine wichtigste Ortschaft ist Behlusieh. Diese Leute sind sehr tolerant, bekennen sich zur Lehre von der Seelenwanderung, und glauben, daß die Seele des hiernieden Gerechten sich mit dem Feuer

der Sterne vereine, dem sie entquollen sey. Die Seelen der strafbaren Verstorbenen hingegen bleiben bis zur Verbesserung des Gebrauches ihrer Fähigkeiten in thierischen Körpern.

An einem gewissen Tage des Jahres versammeln sich die Nasairis auf den höchsten Bergen ihres Gebietes, um die Sonne, oder vielmehr die Gottheit zu verehren, welche nach ihrer Meinung daselbst ihren Sitz hat. Sie kleiden sich überhaupt weiß, als wollten sie ihre Abneigung gegen die schwarze Farbe ausdrücken, welche bey den Abbassidischen Kalifen, den Feinden der Aliden, sehr beliebt war.

Dritte Abtheilung.

Wichtigkeit der Maronitischen Christen auf den Drusischen Bergen. — Geheimnißvolle Religion der Drusen. — Die Wissenden. — Das goldene Kalb. — Die Selbstapotheose. — Handschi's Titel.

Die Drusen bekennen sich nur des Scheines wegen zur Mahomedanischen Religion, und bloß aus Politik beten sie für die Verstorbenen, obschon die Lehre von der Seelenwanderung selbes untersagt; und wollen sie öffentlich etwas bekräftigen,

so bedienen sie sich des Türkischen Ausdruckes: „Ich schwöre bey dem Propheten.“ Doch verstehen sie darunter nicht den Mahomed, sondern vielmehr ihren Gesetzgeber, der am Ende der Welt erscheinen soll, um ihnen die Universalherrschaft einzuräumen.

Ihrem Betragen gegen die Christen nach sollte man glauben, daß zwischen den beyderseitigen Dogmen nur eine geringe Kluft läge. Allein die Drusen scheinen sich vorgenommen zu haben, so lange duldsam gegen alle Religionen zu scheinen, bis einmahl die Gelegenheit heranrückt, sie alle zu zerstöhren. — Indeß ist es wahr, daß ein Theil der Emirs in Geheim der Christlichen Lehre zugethan ist; unter den weit zahlreicheren Christen wählen sie ihre Geschäftsträger, ihre Garden und ihre Dienerschaft, auch vertrauen sie ihnen die Erziehung ihrer Kinder an. Umsonst fühlen die Drusen das Uebergewicht, welches die Christen in ihren Bergen gewonnen haben; denn als die Schwächeren müssen sie die Pille verschlucken.

Auf dieser ganzen Küste findet man Maronitisch-christliche Manns- und Frauenklöster, auch besitzen die Kapuziner und andere Geistliche des heiligen Landes hier an mehreren Orten Hospizien.

Noch ist die eigentliche Religionslehre der Drusen ein unaufgelößtes Räthsel; sie verwahren ihre heiligen Bücher selbst unter der Erde und zerfallen übrigens in religiöser Hinsicht in drey Klassen, nähmlich: in Layen, in Bewerber und in Wissende (Uke-

la's). Die zweyte Klasse besteht aus Personen, welche das weisere Alter nachdenkender gemacht hat; sie tragen nur weisse Turbans und keine Waffen, denn nur die Vertheidigung des allgemeinen Wohls ist ihnen gestattet. Erst nach mehrjährigen Beweisen von Tugend und Mässigkeit werden sie Ukela's. Diese oder die Bewahrer der heiligen Bücher, lassen die Layen, worunter auch Frauenzimmer, in der Nacht des Freytags bey ihnen zusammenkommen. Nach gewissen Zeremonieen und einem Mahle von trockenen Früchten entlassen sie die Layen, und schliessen sich ein. Man weiß nur, daß bey dieser geheimnißvollen Versammlung in den heiligen Büchern gelesen und ein goldenes Kalb aufgestellt wird. Da nun ihre Religionsbücher fortwährend alle anderen Religionen mit einem Kalb oder einem Büffel vergleichen, so glaube ich, das Kalb stelle alle herrschenden Religionen vor und solle dereinst, als das Sinnbild derselben, von ihrem Gesetzgeber geopfert werden.

Bey der Ausplünderung eines Drusischen Dorfes durch die Türken hat man zwey ihrer Religionsbücher gefunden. Diesen zufolge hat im Jahre 996 der Christlichen Zeitrechnung der Aegyptische Kalif Hakem Bamrilla erklärt, daß er ein Gott, jeder andere aber ein Unding sey. Nach seinem Tode aber wußte sein Diener Handscha die Gläubigen zu bereden, Hakem habe die Erde bloß verlassen, um sich mit der ganzen Würde seiner Göttlichkeit zu bekleiden. Nach seiner Lehre giebt es keinen Himmel und

keine Hölle; Satan sey nichts Anderes, als ein von Hakem abtrünniger Geist, der zu verschiedenen Zeiten als Stifter falscher Religionen auf Erden erschienen wäre. Dieß war denn vorzüglich auf Mahomed gemünzt. Uebrigens befahl Handscha, ein Druse solle Alles verwerfen, was die Welt glaubt, und Jenes glauben, was sie läugnet. Noch muß der Titel Handscha's angeführet werden. Er wird im Drusischen Glaubensbekenntniß genannt: „Der Sklave des allmächtigen Herrn, der Wegweiser der Gläubigen, der Vernichter der Ungläubigen und Abtrünnigen, bewaffnet mit dem Schwerte der Allmacht Hakems, dessen Nahme gepriesen sey.“ — Wahrlich ein Titel, der selbst den Diener eines fantastischen Herrn wenigstens zu einem kleinen Abgott macht!

XVI.

XVI.

L. A. Pitou's

Reise nach Cayenne und zu den Antropophagen.

Nähere Aufschlüsse über das Innere des tropischen Frankreichs, und über die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, dann die individuelle Lage und die Abentheuer des Verfassers werden diese auszugsweise Uebersetzung, die wir mit mehrfacher Berücksichtigung des Interesses unternommen haben, hoffentlich willkommen machen. Das gedehnte, zum Theile äusserst nachlässig geschriebene Original führt den Titel: Voyage a Cayenne, dans les deux Amériques et ches les Antropophages etc. par Louis Ange Pitou, dit le Chanteur. Paris 1805.

Erste Abtheilung.

Der Tropische Popanz. — Die Mondnacht auf der See. — Ankunft der Verwiesenen in Cayenne.

— Schilderung der Stadt und ihrer Bewohner. — Die schwarzen Favoriten. — Besuch bey einer Kreolendame. — Niederlassung in Kuru. — Der Todestempel. — Tragikomisches Abentheuer mit Insekten aller Art. — Die Lage der Verwiesenen verschlimmert sich täglich.

Balainville, im Departement der Eure und Loire, ist mein Geburtsort, der frühe Verlust meiner Aeltern machte eine Tante zu meiner Erzieherinn. Sie hatte mich dem geistlichen Stande bestimmt, aber ich entlief ihr im 18ten Jahre nach Paris. Hier war ich vom Jahre 1789 an abwechselnd Tachigraph (Geschwindschreiber), Erzieher, Redakteur einer politischen Zeitschrift, Dichter und Vaudevillensänger, bis ich im Jahre 1797 wegen zugemutheter Anspielungen auf die Jakobiner, nebst vielen anderen zur Deportazionsstrafe verurtheilt wurde.

Die Fregatten la Decade und la Charente nahmen uns am 12ten März 1797 auf, um uns nach Cayenne zu bringen. Ich befand mich nebst 196 anderen Verurtheilten auf letzterem Schiffe; ein enges Behältniß, in das wir versperrt waren, verhinderte jede Bewegung und beschwerte das Athemhohlen, bis endlich am 21sten März der Anblick Englischer Schiffe es nothwendig machte, daß unsere Schranken niedergerissen wurden, damit die Fregatte sich freyer bewegen könnte. Offiziere, Sol-

daten und Verwiesene bildeten nun ein Korps voll kaltblütiger Entschlossenheit, allein die Engländer zerschossen das Schiff und nöthigten es am Ufer Sicherheit zu suchen. Indeß war es allzusehr beschädigt, daß wir auf selbem unsere Fahrt hätten fortsetzen können, man schaffte uns daher auf die Decade.

Am 20sten May passirten wir den Wendekreis des Steinbocks. Bey dieser Gelegenheit feyerte auch unser Schiff das Fest der Seetaufe. Bey einbrechender Nacht hohlte uns das Schiffsvolk auf das Verdeck. Der älteste Trunkenbold von Matrosen stieg in eine Decke verhüllt auf den Mastkorb, und sagte, als Gott des Meeres wolle er die Leute zuvor kennen lernen, ehe er sie diese Gegend passiren lasse. Mit dumpfer Stimme rief er: „Wer kommt da? Ich habe schon lange Niemanden gesehen. Heran ihr Leute, damit ich Euch kennen lerne und ihr wiedergebohren werdet." — Nach diesen Worten stieg er in den untersten Mastkorb, und fragte nach einigen allgemeinen Umständen der Reisenden. „Es ist warm in meinem Reiche, sagte er, kühlt die Herren ab." Jedem Passagier wurde nun Wasser über den Kopf geschüttet, und nach einem allgemeinen Gelächter begann der tropische Popanz wieder: „Ihr seyd nun gereinigt und würdig unter meinem Volke zu leben. Eure Voraltern kamen sonst und bewirkten eine Wiedergeburt der rohen Bewohner der heissen Zone. Wir hatten Schätze, wornach ihnen gelüstete, und sie nahmen uns selbe.

Heute wollen wir das Blatt umdrehen, und ihr sollt uns für eure Taufe eine Zuckerdüte geben." Mit gezwungenem Gelächter bezahlte nun jeder Wiedergebohrne seine Strafe. —

Welch einen einzig herrlichen Anblick gewährt nicht eine schöne Nacht auf der See! Wenn der Himmel sich in den Wellen spiegelt, die das Schiff mit vollen Segeln leicht und flüchtig durchschneidet, und der Mond einen ungeheuren Umkreis erleuchtend, sich allmählig aus dem Krystall der Wässer erhebt! Dann feyert Alles mit tiefem Schweigen die Zeit der Ruhe, nur der unersättliche Hai nicht. Hier fischt der Matrose, dort fragt der Steuermann seine Karte, seinen Kompaß und seine Uhr, während seine Leute aufmerksam das Steuer lenken. Er scheint dem Meere zu gebieten, und das Schiff wandelt in hoher Ruhe seine Bahn auf diamantenem Bette.

Am 7ten Junius wurde die Farbe des Meeres ein gelbliches Blaßgrün. Wir sahen das Kap Oranien mit einem Felsenfort, das sich aus ewig grünen Hainen erhebt. Es gehört jetzt den Portugiesen.

Am 10ten Junius, in der Rhede von Cayenne näherte sich uns eine Pirogue mit Negern, die nach dem Takte der Pagaye, einer kleinen Schaufel, sangen und ruderten. Sie waren in Gala, das heißt, in zerrissenen Hemden und blauen oder weissen Westen, und brachten den Hafenkapitän, der unter

Anderen berichtete, daß Pichegrü und Barthelemy erst kürzlich entflohen seyen.

Wir wurden ausgeschifft. Eine Menge Menschen versammelte sich am Ufer, und ein starkes Detaschement faßte den Steg ein, über den wir, ausgezehrt und mit Lumpen bedeckt, gehen mußten. Das schwarze Militär mit seinen nackten breiten Füssen, in alten Jacken und Pantalons von weisser Farbe, erlaubte uns kaum die Augen aufzuschlagen. Als wir durch die Stadt zogen, stand der Kapitän der Decade, Villeneau, auf dem Balkon eines grossen Hauses, unter den eleganten Damen der Stadt, und betrachtete uns mit stolzem Mitleiden. Man brachte uns in ein Gefängniß und theilte die Hangmatten unter uns aus. Wir bewohnten einen Boden und wurden von Negern kommandirt, bewacht und bedient. Neugierig drängte sich der schwarze Pöbel unter den Fenstern unseres Kerkers.

Indeß wir nun von der Exekutivkommission gemessen und beschrieben wurden, belästigte uns das neugierige Negervolk mit seinem Bocksgeruch. Die Koketterie der alternden Negerinnen besteht darinn, durch herabgezogene Brüste zu zeigen, daß sie viele Kinder hatten, und noch jetzt nicht unfruchtbar wären; denn das Gesetz von Widah bestimmt für fruchtbare Frauenspersonen besondere Auszeichnungen. Eben so geht es in Bezug auf das Alter zu Werke. Der Neger sehnt sich daher nach dem Alter, wo er, vom 50sten Jahre an ein weisses Knieeband tragen und in seiner Hütte als Kö-

nig herrschen kann. Einige Negerinnen tragen ein Hemdchen, das bis zum Nabel reicht, und bedecken den Unterleib mit einem Schleyer, Diko genannt, überdieß tragen sie noch ein Ueberkleid aus farbigem Zeuge, welches Kamisa heißt; doch bedienen sie sich des ersten und des letzten Kleidungsstückes nur, wenn sie Liebschaften suchen. Die Männer aber bleiben mit Ausnahme des drey Finger breiten Schurzes Kalymbe immer ganz nackt.

Man setzte uns auf Matrosenkost, und theilte unter uns dürftiges Speisegeräthe aus. Fünf etwas beräuschte Schufte unter uns setzten sich Abends in einem Winkel zusammen und nannten sich das Direktorium, den Winkel aber das Paläis. Wir durften zuweilen spazieren gehen, und die Einwohner sprachen mit uns heimlich durch die Staketen ihrer Gärten.

Die Französische Guayana grenzt unterm 1° und 51′ an die Portugiesische, wo die Bay von Vincent Penon sich befindet, in welche der Crique-Makerie und der Carapapuri nebst dem Manaye sich ergiessen. Hier zeigen sich immergrüne Flächen, die viel trefflichen Boden enthalten; allein tödtliche Dämpfe steigen aus demselben, wenn man ihn bearbeiten will, und man athmet zwischen den hohen Wäldern eine mephytische Luft. Im Innern sind grosse Weiden, Abgründe, undurchdringliche Wälder und Teiche vorhanden, wo Schwärme von Insekten, Schlangen, Hyänen, Tiger, Krokodille und Kaimans hausen. Die Moskito's nöthigen den Reisenden, einen Pa-

lankin mit einem grossen Zelte mit sich zu führen, um darunter zu leben. Von Süden nach Norden laufen die nach Flüssen und Vorgebirgen genannten Bezirke: Komari, Kaschipur, Kuripi, Oyapok, Uanari, Appronak, Kau, Muhuri, Oyak und Cayenne. — Im nördlichen Theil bietet der Distrikt von Makuria — ein Meer von Flugsand an. Nur durch einen schmalen Kanal ist die Insel Cayenne vom festen Lande getrennt. Der vielen Buchten wegen kann man sie unter 16 Stunden nicht umgehen. Die Stadt Cayenne unterm 4° 56′ nördl. Br. ist befestigt und könnte durch eine in ihren Ringmauern gelegene Anhöhe gut vertheidigt werden. Ihre Häuser sind elende Hütten mit Fensteröffnungen ohne Glas. Die Strassen sind abhängig, schmutzig, und mit kleinen, spitzen Steinen gepflastert. Besonders schlecht sind die Häuser in der Altstadt, wo ein Haus von 2 Stockwerken für einen Pallast gilt; erträglicher ist die Neustadt, aber sie ist doch nicht so bedeutend, als ein schönes Französisches Dorf. Farbige Menschen, arm und träge, wohnen hier. Alles negozirt, wenn aber lange kein Schiff aus Europa kömmt, so herrscht allgemeine Noth; doch kömmt Niemand darüber ausser Fassung, man ißt ein Stück Wurzelbrod, geht ruhig spazieren und schlafen. — Die Spanischen Piaster, welche zu Mexiko geschlagen werden, sind sehr häufig.

Man sieht hier viele Menschenrassen, nähmlich alle Nüanzen von weissen, rothbraunen, bronzefarbe-

nen, olivengelben Menschen, bis zum eigentlich schwarzen Neger. Die Kreolen, oder Kinder der Europäer, sind hier schwächlich. Sobald sie laufen können, fangen sie an eine weisse Erde zu essen, von der sie bleich und aufgedunsen werden. Träge und sorglos sind diese Kreolen höchst langweilige Leute, sie lassen sich von Negerinnen beherrschen, die reizlos und äusserst sinnlich sind. Unter den Augen ihrer Herren verschenken sie die Juwelen, welche sie von ihnen bekommen, an andere Liebhaber. Alle Häuser sind voll solcher Negressen, welche bey ihren Gebietern über die liebenswürdigsten Europäerinnen den Sieg davon tragen.

Herr Prefontäne brachte bey seiner Ankunft in Cayenne einer Dame daselbst einen Brief ihres Anbeters in Europa mit. Er fand sie und einen ihrer Verehrer neben einander auf zwey Schaukeln ruhend. Dieser reicht ihr einen Rosenstrauß, allein sie ist zu matt, die Hand darnach auszustrecken, und er ist zu bequem, sich eine weitere Bemühung gefallen zu lassen. Zwey Sklaven beschäftigen sich damit, der Göttinn die Füsse zu kitzeln und mit einem Ualy oder dem Fächer aus Palmblättern ihr Kühlung zuzuwehen. Jetzt untersteht sich eine Katze zu miauen, wofür eine Negerinn, die sie hätte wegschaffen sollen, eine Ohrfeige bekömmt. Nach dieser Anstrengung entschlummert Madame. Indeß tritt Prefontäne vor; er wendet sich an den Herrn, der ihn angähnt, und bittet, Madame zu wecken und ihr den Brief zu geben, weil Beydes für ihn zu beschwerlich sey. Das Geräusche er-

weckt sie. Aber nicht mehr schlaffe Indolenz, die holde Gluth einer Hebe schimmert von Wangen und Auge. Sie ist zuvorkommend, liebenswürdig, lebhaft. Aus dem Nebenzimmer bringt sie das Porträt des Geliebten in Europa, sie entschleyert es, vergießt einige Thränen, verhüllt es wieder, trägt es fort, kömmt dann zurück und lacht darüber, daß sie hat weinen können.

Zufolge eines Beschlusses, welchen der Agent des exekutiven Direktoriums zu Cayenne, Jeannet, im Junius bekannt machte, kamen die Einwohner in die Wohnungen der Deportirten, um sich Individuen auszuwählen. Diesen mußten sie nicht nur einen Theil ihres Vermögens abtreten, sondern auch für selbe haften. Jene aber, die keine Beschützer fänden, oder nicht im Stande wären, sich selbst zu etabliren, sagte der Befehl, sollten nach Konanama, in diese Höhle des Verderbens, abgehen. Ich erhielt nebst 6 Gefährten, worunter 3 Geistliche, auf Vermittlung eines Einwohners von Cayenne ein Haus in Kuru (Courou), wo wir Handel treiben wollten. Wir verkauften denn unsere Effekten, um uns Waaren beyzuschaffen, und vertheilten unter uns die Geschäfte, die wir in unserer künftigen Niederlassung besorgen wollten. Demnach sollte der Pfarrer Cardina und Pary Magazineure, Buchhalter und Köche, der Chevalier de Givry und der Pfarrer Noiron Jäger, Saint-Aubert Gärtner, dann Jagdaushelfer, der Pfarrer Margarita, Hausknecht und Buch-

haltersgehilfe, ich aber, eben 30 Jahre alt, Hausierer, Einkäufer und ebenfalls Hausknecht seyn. Um nicht bloß über Flugsand zu reisen, fuhren wir zur See nach der Mündung des Kuruflusses. Mit Verwunderung besah ich das Kuru, wohin Frankreich im Jahre 1763 eine Anzahl von 15,000 Mann geschickt, und mit selben eine Kolonie errichtet hatte, die auf 33 Millionen Livres zu stehen am. Mit Schmerz erinnerte ich mich, daß Ungeschicklichkeit, Betrug und Spaltungen es dahin brachten, daß alle diese Menschen schleunig, oder doch ohne Nachkommen starben. Wenige verfallene Gebäude zeigten mir noch die Spuren einer Kolonie, welche die Wüsten von Kuru in den Garten des Palais royal verwandelte, in dem Damen mit Robe und Schleppe und Herren mit Federhüten allenthalben sich ergehen. — Eine Hütte von Zierdebäumen und Blumen umgeben, schien mir die Wohnung des Ortsbesitzers zu seyn. Nun besahen wir das für uns bestimmte Haus. Der Platz von selbem war mit pfeilgeraden Kokuspalmen besetzt, das Haus selbst bestand aus einer kleinen Niederlage, drey Stuben und einem Boden. Unser Garten war mit einer Reihe sehr grossen Citronenbäume eingefaßt, alles aber befand sich in grosser Unordnung. Brod, Käse, Wachholderbranntwein, Taffia, Kässonade, Brennbaumöhl, blauer Kattun und Zwirn, Alles in sehr geringer Quantität, mußte uns 7 Personen zur Nahrung und zum Handel dienen, und unsere ganze Baarschaft betrug nur 5 Livres. Am 29sten

Julius unternahm Jeder das ihm schon vorläufig angewiesene Geschäft. Nachdem wir von verschiedenen Nachbarn Matten und andere Geräthschaften geborgt hatten, sahen wir uns am folgenden Tage in der Gegend um. Wir fanden sie von einem morasiigen Wald, dem Seeufer, einem Strom und von einem Palmenwald begrenzt. Daß ehemahls 15,000 Menschen hier wohnten, bewiesen uns nur — ihre Gräber.

In der Mitte dieses Wohnsitzes der Ruhe befindet sich eine sehr solid gebaute Kapelle, von Palmen umgeben. Ein feyerliches Dunkel bewog uns einzutreten. Ueber der Thüre fanden wir die Inschrift: Tempel, dem guten Tode geweiht. Eine grob gearbeitete irdene Bildsäule stellte einen Krieger vor, der seinen Helm fallen läßt, und in das Grab zu steigen scheint; sie hatte die Unterschrift: Auch ihr werdet diesen Weg wandeln. Eine andere zur Linken stehende Statue war das Bild eines Frauenzimmers, das die Hände faltet, und den Augenblick segnet, der es von diesem Leben befreyt. Noch sahen wir hier das Grab Prefontänens, des Stifters der Kolonie.

Wir speißten nun in einer Hütte, vor der wir zwey weisse, unter den Hüften nackte Frauenzimmer gesehen hatten, und welche Gattinn und Tochter des 70jährigen blinden Collin waren. Seine erste Frau war aus Chateaudün, und er drückte mir vor Freude weinend die Hände, als ich ihm von der Familie derselben Nachricht gab. — Furchtbar

wütheten hier die Insekten gegen uns. In Cayenne hatte der Rauch der Stadt sie von uns entfernt gehalten, hier aber mußten wir einen starken Schleyer vor die Augen nehmen, und die Stuben ausräuchern, worauf sie denn betäubt sich an die Wände setzten. — Auf der Höhe von Pariakabo, wo Prefontäne sich ein Landhaus hatte bauen lassen, bot sich uns eine sehr reitzende Ansicht dar. Der grosse Strom Kuru, am Fusse der Gebirge hinfliessend, ein grüner Schirm, den ein hochstämmiger Wald bildet, grosse, mit Palmen bepflanzte Wiesen, und ein hohes Gebirge, mit schilfähnlichem Zuckerrohr bewachsen, machten die Umgebung aus. Auf einer Jagdreise, die ich mit einem unserer Jäger unternahm, aß ich keine Baumfrucht, von der nicht Vögel und Affen essen wollten. Indem ich so Früchte auflas, wurde ich von einem starken schwarzen Faden aufgehalten, den ich anfangs für eine Lianenranke hielt. Ich zog daran, um weiter zu kommen, sogleich zeigte sich eine fürchterliche Spinne, die mit Geräusch hervorkam und mit Einschluß der Füsse grösser als mein Kopf war. Zum Glück fürchtete sie sich vor mir nicht weniger, als ich mich vor ihr, und zog sich in ihr Lager zurück. Der Biß dieser Spinne bewirkt, wie ich vernahm, Schläfrigkeit und ein apoplektisches Fieber. Auf dem Rückwege sah ich eine armdicke Raspelschlange, die, wenn Nachts ein Reisender mit Fackelträgern sich ihr nähert, die Fackel auslöscht und den, der sie trägt, tödtet. Wir fanden ferner einen Haufen Zugamei-

sen, die auf ihren Wanderungen oft mehrere Morgen Landes bedecken, und einen Menschen aufzehren würden, der nicht im Stande wäre, in vollem Sprunge diesen Peinigern zu entfliehen. Der Weg, welchen sie genommen haben, gleicht einer Strasse, so daß ein Fremder sich deßhalb oft in Wäldern verirrt.

Binnen kurzer Zeit hatte ich allenthalben mit einer Menge Insekten zu schaffen. Eine Negerinn, der ich unsere getragene Wäsche zum Waschen zuzählen wollte, machte mich aufmerksam, daß die Waldflöhe, weisse Ameisen, sie so zerbissen hatten, daß sie mehr wie Spitzen als wie Leinwand aussah. Im unteren Theil des Koffre's bemerkte ich eine Menge Thierchen, die Maykäfern glichen, und Raveks genannt wurden, zudem fand ich an allen Ecken Spinnengewebe, erbost schlug ich auf die Spinnen, welches die Negerinn sehr mißbilligte, indem diese Thiere alle Insekten, zum grossen Vortheil der Menschen bekriegen. Während ich über die Aehnlichkeit der Französischen Revolutionsmänner mit den Waldflöhen nachdachte, stach mich eine dickbäuchige Fliege in den Finger. Die Hand schwoll auf, indeß half mir die Negerinn, indem sie selbe unter der Kamisa frottirte. Auch in Europa ist diese Methode gegen den Stich von Bienen und Wespen anwendbar. Kaum hatte ich nachher Lust bekommen, unser weisses Leinenzeug zu besehen, so fiel aus selber ein gelblich grauer geringelter Skorpion. Die Negerinn erinnerte mich, daß man

in diesen Gegenden nichts ohne Vorsicht ansehen müsse, und erzählte mir, ein Mädchen, das einen solchen Skorpion in ihrem Schooße zerquetschte, sey in Ohnmacht gefallen, und nach drey Tagen gestorben. Während sie so sprach, warf ich meinen Blick auf meinen alten Hut, der in einem Winkel der Stube hing, und fand, daß ein Singvögelchen darin sein Nest aufgeschlagen hatte. Als ich nun hinaufstieg, die Brut des kleinen Bondieu, wie ihn die Kreolen nennen, zu besehen, so fühlte ich auf meiner Stirne die abgelegte Haut einer Schlange. Während ich über diesen Fund nachdachte, bemerkte einer meiner Gefährten eine Menge grosser rother Ameisen, die Kolonnenweise einherzogen, und ein gemeinschaftliches Zentrum bildeten, von wo aus sie Befehle zu erwarten schienen. Die Negerinn erinnerte, daß diese Thierchen, die Besucher heißen, bloß kämen, um Ravers, Fliegen und Spinnen zu bekämpfen, worauf sie etwa nach 5 Tagen wieder fortziehen.

So hatten wir diesen Morgen unsere Wäsche verlohren, aber an Kenntnissen gewonnen. —

Allmählig giengen unsere Lebensmittel auf die Neige, von der Regierung durften wir nichts fordern; denn sie fand sich nicht einmahl berufen für Menschen zu sorgen, welchen sie die Freyheit genommen hatte. Unbekümmert, ob wir, die doch nach dem Willen des Gesetzes leben sollten, durch vergiftete Luft und Mangel zu Grunde gehen sollten, stellte sie ein Beyspiel von Barbarey auf, das bey

dem Gegeneinanderstöß ungleich vertheilter Staatsgewalt gewöhnlich ist. Hätten wir Lebensmittel und Arbeiter gehabt, so wäre uns Hoffnung geblieben, den schlechteren und vom Meere entfernteren Landstrecken einen Ertrag abzunöthigen. Immer heftiger setzten uns Krankheiten zu, und unser Gefährte Cardane erlag. Es blieb uns nichts mehr übrig, als von Haus zu Haus umherzugehen, und den ohnehin Mangel leidenden Einwohnern zu sagen: Habt Erbarmen; stillt unsern Hunger oder tödtet uns. — Collin war der einzige Freund, der uns blieb; der Chevalier Givry, mein Leidensgenosse, wurde durch Noiron, seiner 17jährigen Tochter angetraut. Zur Strafe dieser vollzogenen Trauung wurde aber der Pfarrer Noiron nach Appronague gebracht, wo er auch gestorben ist. Mit Anfang des Jahres 1799 nahm die Wittwe Simmer unsern Aubert auf; er wurde aber von einer heftigen Krankheit befallen, und bald darauf von der Wittwe entlassen. Eine dringende Bittschrift an den dermahligen Agenten Burnel, um Lebensmittel, erhielt abweislichen Bescheid. Dagegen nahm mich Collin zu seiner Familie auf. „Wenn mein Tisch, sagte er, auch karg bestellt ist, so mache ich mir doch eine Ehre daraus, daß drey Verwiesene daran sitzen." Die Aufschlüsse dieses Mannes, der 35 Jahre in der Kolonie verlebt hatte, die schönen Bibliotheken, und die Handschriften Prefontäne's, der Jesuiten und der Missionäre zum heiligen Geist, welche die Herren Jouron

und Gourgue besaßen, dienten mir, dem vorliegenden Werk einen Grad von Nützlichkeit zu geben. Hierzu kam eine Reise nach Synamari, wo ich die Hinterlassenschaft Baccard's, eines Schwiegersohnes von Collin, in Ordnung zu bringen hatte.

Zweyte Abtheilung.

Niederlassung in Konanama. — Empörende Begräbnißszenen. — Der aufgefangene Brief. — Abendunterhaltungen der Negersklaven.

Ehe ich zur Schilderung von Synamari schreite, muß ich noch nachhohlen, daß der vorige Agent Jeannet, als er erfuhr, daß er einen Nachfolger erhalten werde, beschloß, alle Verwiesenen nach Synamari zu schicken. Er trug daher dem Direktor und Kommandanten des Postens Konanama, Prevost, auf, den Verwiesenen Raum zu Niederlassungen anzuweisen, doch sollten sie selbe auf ihre eigenen Kosten erbauen und einrichten; übrigens befahl er Prevosten, ihnen bekannt zu machen, daß sie mit Ausnahme von Cayenne, im ganzen Lande Handel treiben dürften.

Ohne

Ohne Geld, ohne Neger, welche den Verwiesenen den schlechten Boden von Synamari hätten bebauen können, langten diese daselbst an. Sümpfe, Savannen, steile Abgründe und düstere Wälder, welche grüne Schlangen beherbergen, bilden das Land von Synamari, und der in selbem gelegene Posten Konanama wurde 93 Verwiesenen zum Aufenthalt eingeräumt. Unfern von einem Flusse senkt sich der unangebaute und purpurrothe Fuß eines Gebirges; hier wurde mit Hilfe von 60 Indianern und 40 Negern ein Dorf erbaut. Abgesondert errichtete man für den Direkteur eine artige Wohnung, die Lehmwände hatte, mit Brettern ausgeschlagen, geweißt und mit Fenstern versehen war; auch wurden für die weissen und für die schwarzen Soldaten Kasernen errichtet. Diese Hütten waren bloß mit Brettern ausgeschlagen; jene der Verwiesenen aber bestand nur aus schlecht zusammengefügten Balken, die auf 4 Pfählen ruhten, und ein Dach von Balalublättern hatten. — Unten im Thale war das Magazin, der Backofen, das Hospital und etwas höher das Gefängniß. Weil hier im sogenannten Winter von den Gebirgen Regenströme herabstürzten, so hatten wir die Aussicht, unsere kranken Mitbrüder und die Vorräthe im Wasser herumschwimmen zu sehen. Wegen der Insektenschwärme mußte jede Nacht Feuer und Rauch unterhalten werden. Ein einziger Einwohner, Henri William, befand sich in der Wüste. Er erlaubte den Verwiesenen sich seines Brunnens zu bedienen. Prevost versäum-

te selbst, einen Brunnen graben zu lassen, obgleich man sechs Fuß unter der Erde schon auf Wasser gekommen wäre. Die Verwiesenen konnten nicht selbst graben; denn kaum waren sie einige Tage hier, so verfielen sie in Krankheit. Gram und Dürftigkeit erzeugte unter ihnen Lebensüberdruß. Sourzac lud einige Freunde zu sich, aß mit ihnen, vertheilte sein Geld unter die Aermeren, lief dann hinaus, und stürzte sich schnell in den Strom. Ein anderer, Nahmens Brunegat, wurde in der Wüste am Fuß eines Felsens zerschmettert gefunden. Es wäre empörend, die Gräuel alle zu erzählen, welche Krankheit, Gewaltthätigkeit und Betrug unter uns anrichtete. Der Direkteur Prevost und der Proviantverwalter Beccard suchten sich auf Kosten der Unglücklichsten aller Menschen zu bereichern.

Sehr stark war die Sterblichkeit. Die Neger liessen sich ohne gute Bezahlung nicht herbey, unsere Todten zu beerdigen, und sie zerbrachen ihnen die Knochen, um nicht erst ein hinreichend weites und tiefes Grab machen zu müssen. Schaudervoll war die Szene solcher Begräbnisse; Prevost und Beccard waren aber verworfen genug, bey solchen Gelegenheiten voll ausgelassener Freude mit den Negressen zu tanzen. Es kamen mehrere Verwiesene und ein Arzt an.

Die Unfüge, welche in Kananama vorgiengen, kamen endlich dem Platzkommmandanten von Cayenne, Desvieux zu Ohren. Er verwies Prevosten in Gegenwart der Deportirten sein Betragen.

Weinend warf sich dieser ihm zu Füssen; er mußte aber sogleich nach Cayenne.

Indeß verbesserte Desvieux das Loos der Kranken, er wies die trägen, betrügerischen Neger zur Ordnung, schaffte endlich wieder frische Lebensmittel und Wasser herbey. Desvieux besuchte die Verwiesenen nochmahls, und, indem er mit Schauder und Rührung in die Einöde blickte, sagte er mit prophetischem Ton: „Heute seyd Ihr hierher verwiesen; wer weiß, ob nicht bald auch die Reihe an mich kommt? — Er hatte sich auch wirklich in dieser Ahnung nicht betrogen. —

Desvieux hatte Anstalt getroffen, daß wir unseren höchst ungesunden und dem Wasser ausgesetzten Posten mit einem andern vertauschen sollten. Die Kranken wurden fortgeschafft, und Beccard erhielt den Befehl, die Hütten in Brand zu stecken, worauf die Verwiesenen eifrig Hand anlegten, diesen Befehl ausführen zu helfen. Von diesen Wohnungen des Elends giengen sie auf den Kirchhof, und warfen unter Anstimmung einer Trauerhymne die Brände auf die Gräber der hier beerdigten Gefährten. Dann umarmten sie sich weinend, und traten wohlgemuth die Reise an.

Das angebliche Dorf Synamari war ihr Bestimmungsort. Es besteht ungefähr aus 15 elenden Hütten, die von 7 bis 8 Kreolen bewohnt werden. Einige von uns erhielten Erlaubniß, für ihr Geld unter dem neuen Agenten Burnel einige

Tage in Cayenne zu verweilen. — Am 17ten Junius 1799 erfuhren wir, daß für uns Geld in Surinam läge. Mittlerweile wurde Desvieux fälschlich einer Verschwörung unter den für frey erklärten Negern beschuldigt, und nach St. Christophe deportirt. Burnel häufte Ungerechtigkeiten auf Ungerechtigkeiten, er besteuerte die Einwohner, proskribirte, konfiszirte und eröffnete Anleihen, als ob es nöthig wäre, eine grosse Truppenmacht herzustellen, um sich gegen Verschwörungen der Neger zu sichern. Ich schrieb an einen Freund in Cayenne, er möchte mir doch etwas Neues von Burnel'n melden, von dem ich dabey eben keine ehrenvolle Erwähnung machte; man hatte mir gesagt, er wäre gefangen worden, und ich wünschte in meinem Briefe dem Volke von Cayenne dazu Glück. Allein Burnel fieng meinen Brief auf, ließ mich gefangen nehmen und meine Papiere versiegeln, hierunter befand sich mein Tagebuch, allein Madame Givry, bey der ich wohnte, hatte es geschickt auf die Seite zu bringen gewußt.

Mit Ketten beladen mußte ich mich von vier Grenadiers nach dem Stockhause in Cayenne bringen lassen. „Ach, das ist Pitou, sagte der Stockmeister, er ist mir schon vor 3 Tagen empfohlen worden. Ich habe Auftrag vom Agenten, ihn an Händen und Füssen gefesselt, in ein unterirdisches Loch werfen zu lassen. Aber, setzte er ganz leise hinzu, ich thue es nicht.“

Am folgenden Tag wurde ich in die Rathsstube des Agenten geführt, wo alle Justitz- und Polizeybeamten, nebst dem Generalstabe gegenwärtig waren. Lächelnd blieb ich in der Mitte des Saales stehen. Indeß kam Burnels Adjutant Marsy, den Hut unterm Arm, und winkte den Grenadieren, sich an die Thüre zu postiren, um dem Agenten die Honneurs zu machen. Burnel trat im grossen Kostum herein, maß mich mit den Augen und fragte mich um meinen Nahmen. Er zog meinen Brief aus der Tasche und es entstand zwischen uns beyden ein lebhafter Wortwechsel, in welchem ich unter Anderem sagte: „Ich muß mich nicht wenig wundern, meinen Brief in Ihren Händen zu sehen. Hätten Sie nicht das Geheimniß der Posten verletzt, so würde er Ihnen unbekannt geblieben seyn. Wenn man an Freunde das schreibt, was man öffentlich nicht äussert, und der Brief kömmt in fremde Hände, so ist es, als wäre er gar nicht angekommen. Das Direktorium, dessen Abgesandter Sie sind, hat hierüber entschieden. Prodon, dem man einen Brief auffing, kam in Untersuchung, das Tribunal that aber den Ausspruch, daß diese nicht statt finden könne." — Der Agent ließ sich aber hierauf nicht ein, und schickte mich unter fürchterlichem Drohen wieder in den Kerker zurück.

In diese Epoche, es war um die Hälfte Oktobers, fiel die Abreise der Madame Burnel mit dem Gelde, welches ihr Herr Gemahl dem Staate und der Kolonie entrissen hatte. Ich ward krank, und Burnel ließ mich, vermuthlich zur Herstellung meiner Gesundheit, an der Austrocknung von Sümpfen arbeiten. Der Aufseher über das Austrocknungsgeschäft wies mir den Befehl vor, mich arbeiten zu lassen, und führte mich in eine verpestete Hütte, wo 60 Neger um ein grosses Feuer wechselweise tanzten und schliefen. Der Anblick dieser bronzefarbenen Menschen, die mir alle entgegenkamen, und das fürchterliche Aussehen der unreinen Hütte, ließ mich an die Hölle denken. — Nach einem kurzen Aufenthalt, bekam ich den Pian, eine ansteckende Krankheit, welche von den Sümpfen herrührt, die hier arbeitenden Neger oft befällt, gewöhnlich erst nach drey Jahren heilt, und an Händen und Füßen meist beträchtliche Verstümmelungen hinterläßt. Indeß stellte mich eine Negerinn durch Oeffnung meiner Geschwulst allmählig her.

Wenn Abends mein Schmerz etwas nachließ, so beobachtete ich die Unterhaltungen der Neger. Wenn sie ihre Küche besorgt hatten, so erzählten sie sich Mährchen, indem sie, von röthlichem Dampf umgeben, ihr Abendessen einnahmen. Sie essen Bananen mit etwas Lamantin oder schlechtem Portugiesischen Rindfleisch. Die Helden ihrer Erzählungen sind meist Weisse und Vögel, Soldaten und Pflanzen. Zuhörer und Sprecher sind bey diesen

Schilderungen zu gleicher Zeit in Aktion, und ahmen den Gesang der Vögel, das Geprassel des Feuers, und alle Bewegungen, die in der Erzählung vorkommen, nach; bald bilden sie Chöre, die tanzen, singen, oder laufen und jagen. Komödie und grosse Oper ist diesen Leuten natürlich, und Alles ist bey ihnen in Bewegung. So findet die Freude auch in den Hütten des Elends eine Freystätte, die ihr oft in den Pallästen der Grossen versagt wird.

In dieser höchst traurigen Lage erhielt ich durch meine großmüthigen Freunde, Barbe-Marbois und Lafond Ladebat, welche beyde von Burnel proskribirt waren, Geld. Während ich aber noch hier seufzte, schlug die letzte Stunde meines guten alten Belisars, Collin. Du schiedest, Edler, ohne daß ich deinen patriarchalischen Segen erhielt, doch mit innigster Rührung feyre ich dein Andenken, so lange mein Herz schlägt!

Am 19. reifte Burnels Plan, den farbigen Leuten und den Pflanzern das Uebergewicht zu geben. Seine Gensdarmen, von Negern unterstützt, bemächtigten sich der Kanonen, während er die weissen Soldaten in den Kasernen beschäftigte. Doch glücklich gelang es dem weissen Militär, den Agenten zu ergreifen, worauf es ihn absetzte, und nach Frankreich schickte.

Sein Fall bewirkte meine Befreyung, ich konnte eine zweyte Reise zu den Indianern machen und die Karaiben besuchen.

Dritte Abtheilung.

Die Reise in das Innere. — Die Eingebornen. — Kindbetter. — Das Federkleid. — Die seltsamen Wegweiser. — Gegengifte. — Zweykampf aus Eifersucht. — Liebesschläge. — Gericht zwischen Lebendigen und Todten. — Ueberfall von Menschenfressern. — Pitou heirathet eine Indianerin. — Hochzeitsfest und Vergiftung. —

Die Antipathie der Volkerstämme, läßt uns in der Guayana vier Klassen von Menschen unterscheiden: die Wilden oder Indianer mit langen Ohren, sie kommen weder zu den Pflanzern noch zu den andern Indianern, und werden von beyden gefürchtet; die halbzivilisirten Indianer oder Galibi's, welche von den Küsten an, einige Meilen landeinwärts wohnen, und durch die Jesuiten und Missionäre, so wie durch die Nachbarschaft der Kolonisten kultivirter wurden; *) ferner

*) Malouet belegt alle Eingebornen der Guayana mit dem Namen Galibi's; er schätzt ihre Anzahl nur auf 10,000, und bemerkt, daß die Galibisprache, welche in ganz Guayana geredet wird, mit einem besonderen Wohlklang grosse syntakti=

die Pflanzer oder die hier angesiedelten Europäer und ihre Abkömmlinge; endlich die Neger.

Beyde erstere Klassen sind roth, haben lange Haare und miteinander viel Gemeinschaftliches.

Die schmerzgewohnte Indianerin gebiert leicht; sie geht zu einer Quelle und taucht den Neugebornen ins Wasser. Nach einer Viertelstunde kömmt die junge Mutter fröhlich zurück, und bringt den Kleinen dem entzückten Vater. Bey einigen Stämmen ist es Sitte, daß bey Niederkunften die Männer für ihre Weiber krank seyn müssen, und die Entbundene verschwendet dann an ihren Gatten jene Sorgfalt, die man ihr schenken sollte. Nichts ist komischer als diese Gewohnheit, von der ich Augenzeuge gewesen bin. Vierzig Tage lang läßt sich der Mann als eine Wöchnerin in seiner Hangematte bedienen. **) Frühzeitig gewöhnt übrigens die Mut-

---

sche Vorzüge verbindet. Die folgenden Proben, welche Pitou von ihrer Beredsamkeit giebt, scheinen auch in der That die letztere Behauptung zu rechtfertigen.

V.

**) Die Nachricht von dieser durch mehrere Reisenden erwähnten Sitte ist blos das verkehrte Resultat einer flüchtigen, ohne allen Forschungsgeist gemachten Beobachtung. — C. Quandt in seiner „Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern" enträthselt aber diese Sonderbarkeit dadurch, daß ein religiöses Herkommen

ter das Kind in gähe Tiefen zu sehen und die brennendste Sonnenhitze zu ertragen. In einem Alter von sechs Jahren trägt der Indische Knabe seinen Vater Bogen und Pfeile auf der Jagd nach. Sie sind nackt, und tragen blos eine Kalimbeh oder ein Schamtuch, weniger aus Züchtigkeit, als um die Stiche der Insekten, und die in den heissen Ländern so äusserst häufigen Brüche zu vermeiden. Ausser der fächerartigen, mit Glasperlen besetzten Schaamdecke schmücken die Indianer den übrigen Körper mit Federn und zwar so schön und manchfaltig geordnet, daß ein solcher Federnanzug für ein Meisterstück des reitzendsten Putzes gelten würde, und ihre kronenförmige Mütze besteht aus den feinsten Federn aller Art. — Auf der Jagd läßt der Indianer Alles liegen, was er erlegt. Er bricht von gewissen Sträuchen auf eine eigene Art Zweige ab, und macht damit Zeichen. So verfolgt er auf der Jagd seinen Weg, und wenn er zurückkehrt, so

---

dem Indianer, dessen Frau in den Wochen liegt, alle Beschäftigungen ausser dem Hause untersage, damit er im Nothfalle der Wöchnerin Hilfe leiste. Dadurch auf eine bestimmte Zeit zum Müssiggang verurtheilt, bleibt denn der Wilde — der keinen Stuhl hat, ohne Wunder in seiner Hangematte liegen, indeß das meistens leicht gebährende Weib, ohne die Wochenzeit abzuwarten, schon ihre Geschäfte versieht.

giebt er seiner Frau ein paar solcher Zweige, die ihr zum Wegweiser dienen, mit deren Hilfe findet sie leicht das schon früher von ihrem Manne erlegte Wild, und bringt, da ihr das Lasttragen allein zukömmt, den Ertrag der Jagd nach Hause. — Dieses Volk hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füsse eines Hirschen und die Gelehrigkeit eines Hundes.

Durch genaue Kräuterkunde weiß sich der Wilde bey Verwundungen und Vergiftungen zu heilen. Ich sah einen Vater sein Kind, das von einer Klapperschlange war gebissen worden, dadurch heilen, daß er das Thier erlegte, und das Blut seiner Leber mit dem Safte einer Limone gemischt, dem Kinde eingab, worauf er noch den verwundeten Theil rieb. Einige lassen sich schröpfen und drücken den Saft einer Limone in die Wunde, um gegen Schlangen und alle kriechenden Thiere gesichert zu seyn. Andere rufen nach Belieben die Schlangen herbey; sie behaupten aber, wenn sie eine tödten würden, so wären sie vor den Schlangen nicht mehr sicher. Die sympathetischen Kräuter sollen durch die Schlangen selbst den Menschen angezeigt werden; wenn nämlich eine derselben verwundet ist, so sucht sie sich Pflanzen zur Heilung. Dagegen äussern die Thiere vor gewissen Pflanzen einen Schauder, man kann sich derselben als antipathetischer Mittel bedienen. So wird ein Reisender, der Knoblauch bey sich hat, von keiner Schlange behelliget werden. —

Als ich einst einen Indianer, er hieß Hyrua, von der Jagd nach Hause begleitete; so lief sein Knabe Ywan herbey und erzählte ihm etwas in Geheim. Dieß veranlaßte einige zum Theil furchtbare Ereignisse, die an sich interessant und überdieß ein Beytrag zur näheren Kenntniß des Charakters und der Sitten der Indianer seyn könnten.

Ich gieng mit Hyrua nach seiner Wohnung, wo ein Fest gefeyert wurde. Die Häupter der Familie legten sich auf ihre Matten, die von Palmenöl träufelten, oder mit Orleans *) gefärbt waren. Die Weiber brachten das Getränke in grossen Kujes, einer ausgehölten Lianenfrucht. Diese Menschen brüsten sich überhaupt mit der Trunkenheit; wenn sie betäubt werden, so müssen ihre Weiber sie halten, und erholen sie sich, so trinken sie wieder von

---

*) Die Orleansstaude giebt eine schöne rothe Farbe. Sie trägt beständig Früchte und Blumen, ihr Blatt gleicht dem des Birnbaumes, die Blume unserer Hunderose, ihre stachliche Hülse jener der Kastanien, ihre rothe runde Frucht aber besteht aus mehreren kleinen Körnern mit zwey Streifen, welche die Hülse färben. Die Staude voll von Früchten, welche keine Insekten duldet, giebt einen herrlichen Anblick. Zwar ist die Bereitung des Orleans eben so ungesund, wie jene des Indigo, dagegen düngen seine Abgängsel, während jene des Indigo die Erde verderben und die Flüsse vergiften.

Pitou.

Neuem, bis sie endlich wie todt da liegen. Während des Schmauses erinnerte sich der vorher so kaltblütige Hyrua der Erzählung des Kindes, wonach seine Frau, Lisbeh, in seiner Abwesenheit mit einem andern Indianer allein war. Unglücklicherweise war dieser Letztere, welcher Makayabo hieß, bey dem Feste zugegen. Hyrua wendete sich gegen ihn, und sagte: Du hast meine Frau erwartet, ihr seyd mit einander einverstanden. Wir müssen deßhalb ins Reine kommen; — du verstehst mich. Bey diesen Worten ergriff Hyrua seinen Butu, eine etwa zwey Fuß lange und an den Enden dicke Keule mit Federn und zwey Hauen von Eisen oder spitzen Steinen. — Der Kampf begann. Füsse und Zähne wurden dabey zu Hilfe genommen. Der Kopfzerschmetterer fliegt weg, sie ringen und wälzen sich bluttriefend auf der Erde. So kämpften diese rüstigen Männer an Kräften ziemlich gleich, und sie beschlossen, einen dritten Gang zu wagen. Mein Gott, sagte ich zur Frau, sie bringen sich um; wir müssen sie auseinander bringen. Nimm dich in Acht, erwiederte Lisbeh, du würdest dabey umkommen, sagte sie und setzte, indem sie ruhig zusah, ganz leise hinzu: mein Verlust bleibt mir nicht lange unersetzt. Bey dem dritten Gang versetzte endlich der gewandtere Makayabo dem eifersüchtigen Ehemann einen so gewaltigen Schlag, daß dieser zu Boden stürzte und zur Fortsetzung des Kampfes unfähig ward. Jetzt ging aber die Frau auf den Sieger los, hieb ihn in den Arm, und

spaltete ihm gleich darauf den Kopf. — Die Versammlung der Gäste bezeugte durch ein starkes Geschrey und Händeklatschen Lisbeh'n ihren Beyfall und in demselben Augenblicke nahmen alle Männer, als ob sie es verabredet hätten, ihren Butu zur Hand und prügelten ihre Weiber. Diese armen Geschöpfe vertheidigten sich nur schwach; ausser mir vor Unwillen entriß ich eine Frau ihrem Peiniger. Allein sie gieng ein Paar Schritte fort, nahm den Bogen ihres Mannes und schoß mich empfindlich in die Schulter. Vor Wuth schäumend rief sie: „Wenn mich mein Mann schlägt, so thut er es, weil er mich lieb hat.“ — Weil nun auch alle übrigen Weiber gegen mich Parthey nahmen, so mußte ich mich zurückziehen.

Ich suchte nun den Weg nach der Küste. Indeß hatte eben die Frau, welche mich so eben handgreiflich zu Recht wies, ihren Mann und ihre Kinder berauscht, um mir folgen zu können. Sie suchte mich auf und redete mich also an: „Du fliehst uns Fremdling, weil du uns nicht kennst. Komm wieder zurück, und Niemand wird dir etwas sagen, wenn du uns nur in unseren Liedkosungen, so wie in unseren Schlägereyen nicht stöhrst. Versprich mir, wieder zu kommen.“

Sie drückte mir dabey so zärtlich die Hand, daß ich ihr nicht widerstehen konnte. —

Ich kam in den Versammlungsort zurück. Hier fand ich Hyrua, den die Tapferkeit seiner Frau gerettet hatte, von Rausch und Wunden wieder her-

gestellt. Er führte mich nun in einen grossen bedeckten Gang, der zugleich Begräbniß = Andachts= und Berathungsplatz ist. Man nennt diesen Platz Suwa. Hier sah ich den Leichnam des erschlagenen Makayabo und wendete die Augen ab. Indeß gab mein Indianer auf einem Kuhhorne ein Zeichen zur allgemeinen Versammlung, und bald darauf fand sich das Volk ein. Der Häuptling oder König kam aus seiner Hütte, von den vier ältesten Greisen begleitet; eine Rasenbank diente ihm zum Thron. Auch die Freunde des Todten erschienen. — Man bemerke indessen, daß er ein Verwandter des grossen Zauberers oder Oberpriesters war. — Der Leichnam wurde von den Freunden des Todten aufrechtgehalten, und der König gab den Partheyen das Zeichen, ihre Angelegenheit vorzutragen.

Hyrua, der gekränkte Ehemann, trat zuerst auf. Er sprach: „Mein Weib, mein Kanot, meine Pfeile und mein Butu sind mein einziges Eigenthum. Makayabo hat mir meine Gefährtinn nehmen wollen; mein kleiner Ywan hat mir es hinterbracht. Ich schwöre es beym Tamuzy (dem guten Gott) und beym furchtbaren Hyruka; nur für diesen Frevel habe ich ihn bestraft. Ich will einschlafen, und unter Hyruka's Macht gegeben werden, wenn ich dich, o König, hintergehe."

Der König forderte nun Makayabo'n auf, sich zu verantworten. Statt seiner nahm sein Bruder, welcher den Leichnam stehend hielt, das Wort:

„Ich kam von der Jagd. Lisbeh begegnete mir, ich half ihr durch den Strom, und sie gieng, früher als ich, zu ihrer Hütte. Das ist mein ganzes Verbrechen.“ —

Der König stand bey diesen Worten auf, und sagte: „Ich weiß genug, Makayabo hat Lisbeh'n überfallen. Tamuzy wird ihn richten, und er soll nicht unter uns schlafen dürfen. — Sein Kanot und seine Pfeile gehören seinem Bruder.“

Hierauf ward der Leichnam in dem Wald, den Kurmu's (Aasgeyern) zum Futter hingeworfen.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß wurde das Dorf, gerade während eines festlichen Tanzes, von den Androios überfallen. Ein Kind Hyrua's brachte die Nachricht von ihrer Ankunft; aber schon stürzten sie in den Suwa herein. Einige bemächtigten sich des Kindes und zerrissen es; aber sein ältester Bruder schleppte einen seiner Mörder auf die Seite, Lisbeh nahm die Ueberreste ihres Sohnes, stürzte auf den Mörder hin und zerriß ihn.

Indeß trat ich selbst mit einem Butu bewaffnet, bey dem Gebrülle der Kämpfenden hervor. — Aber Gott, welch' eine Schlacht! Es war keine Metzeley, sondern etwas weit Gräßlicheres. — Jeder Sieger trug seinen Ueberwundenen fort, und zerriß ihn. Mit dem Kopf in den Seiten des Sterbenden wühlend, nahmen sich die Sieger kaum Zeit, Athem zu hohlen. — — Nach dem tapfersten Widerstand fiel auch mein guter Hyrua. Seine Frau ließ ihre Kinder los, um ihm zu Hilfe zu eilen.

Allein

Allein mit Gewalt hielt ich die Verzweifelnde zurück, und da sie sah, daß die ihrigen von allen Seiten zurückgeschlagen wurden, so entschloß sie sich, mit ihrem Vater und ihren beyden Töchtern die Flucht zu ergreifen. — Wir fuhren in einem Kanot über einen benachbarten Strom, zertrümmerten ihn sodann und eilten in den Wald. Bey dieser Gelegenheit trug ich Hyruas Vater auf den Schultern. Der blinde achtzigjährige Greis rief einmahl über das andere aus: „Ach Lisbeh, Lisbeh, tödte mich doch; mein Sohn ist ja todt."

Wir kamen in ein dichtes Gebüsch, unter dessen Belaubung wir beym Silberscheine des Mondes ausruhten, der mitleidig auf uns herabzublicken schien. Bald sahen wir von der Stelle des verlassenen Dorfes eine Rauchwolke emporsteigen, welche verkündigte, daß der Feind gesiegt und Alles in Brand gesteckt habe. Lisbeh wagte sich zurück an den Strom, und kehrte mit der Nachricht wieder, daß Leichen in demselben schwammen, und das Wasser ganz röthlich sey.

Mit Anbruch des Tages vertheilte Lisbeh unter uns die Geschäfte. Ich, als der Stärkste, mußte Maniok reiben, aus welcher Baumwurzel Brod bereitet wird. Das Wasser aus selber, mit Kassave und getrocknetem Mehl gekocht, giebt das berauschende Getränk Kachieri. Ich wunderte mich über die Ruhe meiner Gesellschaft in Bezug auf die wüthenden Androios; allein Lisbeh und ihr Vater versicherte mich, diese Völker haben die Gewohn-

heit, nach ihren Ueberfällen wieder ruhig nach Hause zu kehren. Lisbeh trennte sich auf ein Stündchen, und sie kam mit einer Beute von Jagd und Fischerey zurück; auch hatte sie das Dorf besucht. Es war ganz zerstöhrt, sie hatte des Königs und ihres kleinen Ywam Leichen gefunden, doch jene ihres Gatten Hyrua war nirgend sichtbar. Uebrigens versicherte sie, obgleich die Pflanzungen verbrannt wären, so hätten wir doch auf viele Monathe zu leben.

Nachts mußte ich mit Lisbehn nach den schaudervollen Ruinen des Dorfes gehen, um die Todten zu begraben. Freunde und Feinde bedeckten wir mit Erde und Baumzweigen. Vergebens suchten wir Hyrua; endlich rauschte etwas im Gebüsche. Es ist Hyrua's Hund, noch steckt die Spitze eines Pfeiles in seiner Seite. Aram, Aram, Aram! rief Lisbeh, wo ist dein Herr? Der Hund führte uns zu einem Hügel von Gebeinen, und heulte. — So konnten wir an Hyrua's Tod nicht zweifeln. Mit düsterm Schweigen nahm Lisbeh einige Stücke mit sich, welche sie für die Reste ihres Mannes hielt. Der Hund lief uns einige Zeit nach, aber da Lisbeh zu geschwind gieng, kehrte er zu jener Stelle zurück. Ich folgte ihm nach, um ihn zu hohlen, fand ihn aber schon todt. An dem Fusse des Berges Tonga, mit stolzen Cedern bewachsen, begrub Lisbeh die theuern Reste, unter tiefen Seufzern.

Bald wurde Lisbeh, in deren Zügen ich zuvor nur Wildheit erblickt hatte, meine Gefährtinn,

meine Geliebte, Gattinn und meine beste Freundinn; ihre Kinder Idoman und Eglano waren nun auch die meinigen. O Bande, von Unglück und Schuldlosigkeit geknüpft, wie süß und wie stark waret ihr nicht?

Ydoman gieng zu den Ytauranes, deren Gesandter uns schon vor der Schlacht besucht hatte. Binnen 14 Tagen hatten sie, ohne unser Vorwissen die Hütte wieder aufgebauet. Gerechte Götter, sagte Hyrua's Vater, die verdorrenden Hände gegen Himmel hebend, ich werde mit Freude sterben, denn im Suwa werde ich neben meinen Vätern ruhen! —

Die Ytaurane's fanden sich zu zahlreich. Sie errichteten demnach in diesem verödeten Dorfe eine Kolonie, zu deren Haupt sie den 17jährigen Sohn ihres Königs machten. Er wollte sich mit Lisbeh's Tochter, Eglano, vermählen, und Yduman sollte ein Mädchen vom Stamme der Ytaurane's heirathen.

Allein das Schauspiel, schrecklich begonnen, sollte auch schrecklich enden. Barka, war vom Stamme des nun mit uns befreundeten Volkes, und eine Schwester Makayabos, der durch Lisbeh's Hand gefallen war. Sie war zugleich die Gattinn des grossen Zauberers und konnte sich nun an Lisbeh'n und den ihrigen rächen. Lisbeh verkannte unsere Gefahr nicht, und war auf größter Hut.

Nunmehr mußten die Bräute mannbar erklärt werden. — Zu diesem Ende mußten sie sich von den

Pyayes mit scharfen Kieseln Hieroglyphen auf den Körper zeichnen lassen, sodann wurden ihnen die Zähne spitz gefeilt, und um die Hüften wurde ihnen ein Gurt von sogenannten brennenden Ameisen gewunden. Oft sterben die Kandidaten an diesen Operazionen, diese kamen glücklich davon.

Nun wurde ein grosses Fest gegeben. Es wurde geschmaust. Lisbeh wurde bald vor Freude und von Kachiери mehr als die anderen berauscht, und Barka, die sich besonders freundlich stellte, benützte eine Gelegenheit, für uns zwey Kuje's zu füllen. Sie bot mir zuerst zu trinken an; allein ich lehnte es ab, weil ich mich glücklicherweise nicht wohl befand, und reichte das Getränk den Kindern Lisbehs. Sie tranken und Eglano lief in einer Aufwallung von Zärtlichkeit zu ihrer Mutter, umarmte sie und reichte ihr das Gefäß. — Lisbeh trank es aus. —

Aber bald fühlten sich Eglano, ihre Schwester, Ydoman und Lisbeh vom heftigsten Schmerz ergriffen. Es war der Todesschmerz; denn Barka hatte die Kuje's vergiftet. Auf dem Sande sich umherwälzend fühlten sie einige Linderung. „Ach, rief Lisbeh zum Könige, erhabener Gebieter! sorge für diesen Fremdling, ich bin ihm das Leben schuldig." Dann wendete sie sich zu mir und sagte: „Du, Banaret, (mein guter Freund) nimm Dich meines alten Vaters an. Barka rächt an uns den Tod ihres Bruders Makayabo." — Bald starben die Unglücklichen. — Dem alten Vater brach die

Nachricht davon das Herz, er folgte seinen Lieben. Barka aber wurde, ungeachtet der Verwünschungen des grossen Zauberers, der mit Tamuzy und Hyruka drohte, zum Tode geführt. Meine Theuern beerdigte ich selbst. —

Am folgenden Tage bezeugte ich dem Könige mein Verlangen, diesen Wohnsitz der Trauer zu verlassen. Ich schiffte in einem Kanot, von Indianern begleitet, nach Konanama. Hier verweilte ich, um die Trümmer von den Hütten meiner Unglücksgefährten zu betrachten. Dann ging ich über Synamari nach Koroni, 14 Stunden nordöstlich von Cayenne.

Vierte Abtheilung.

Befreyung des Verfassers, und Abreise. — Ankunft in den vereinten Staaten. — Newport und Newyork. — Quäcker und Quäckermädchen. — Rückkehr in das Vaterland. — Neue Gefangenschaft und weitere Schicksale.

Indeß war Franconie, der würdige Vizeagent von Cayenne, bis zur Ankunft eines neuen, Agent gewor-

den, und Desvieux aus seiner Verbannung als General der Kolonie zurückgekommen. Am 4. Dezember 1799 kam Hugues, als neuer Agent an, und brachte für Barbe' = Marbois und Lafond = Ladebat Reisepässe mit. Als aber das Jahr 1800 vorwärts rückte und für uns die Stunde der Erlösung noch nicht schlagen wollte, so entwarf ich einen Plan, um in einem Indianischen Kanot nach Surinam zu kommen. Ich theilte dieses Projekt Pavy'n mit, um auch ihm die Freyheit zu schenken. Was that er aber? Er denunzirte mich nebst Margarita'n und Rublicon, die mit mir fliehen sollten, dem Maire des Kantons, der uns nun näher bewachte.

Endlich kam die Fregatte la Dedaigneuse am 24. Dezember 1800 an und brachte für uns unsere Zurückberufung. Der erhabene Barbe' Marbois hatte hauptsächlich unsere Rettung bewirkt, und ein trostvoller Brief von seiner Hand beglückte uns in Cayenne. Langsam betrieb Hugues unsere Einschiffung, so sehr auch der Fregattenkapitän in ihn drang, und da er von Englischen Kapern angegriffen wurde, so sah er sich genöthigt, Cayenne zu verlassen, ohne uns an Bord zu nehmen. Endlich, am 26. May 1801, gieng ich nebst 7 anderen Verwiesenen, beynah nackt und ohne Geld auf der Brigg l'Assistance nach Neu = York ab. Zwar hatten wir für unsere Ueberfahrt und Beköstigung besonders bezahlt; doch nahm man uns oft sogar öf-

fentlich von unserm Proviante. Am 23. Junius giengen wir bey New - Port in Konnektikut vor Anker.

Diese kleine niedliche Stadt ist in gewissen Entfernungen von Forts geschützt, und von gefälligen, nett angestrichenen Landhäusern umgeben. Neben ihren Wohnungen haben die Amerikaner ihre Gärten, rückwärts das Feld und vor den Fenstern der Kontoirs liegen ihre Schiffe. Die Bewohner der Stadt, welche wir nicht verstanden, kamen uns, und wir ihnen als Automate vor. Endlich lernten wir Herrn W i l l i a m E i n s kennen, der eine Menge Sprachen redet. Er setzte uns Erfrischungen vor, und da wir mit ihm anstossen wollten, so sagte er uns, wir wären bey einem Quäker, der diese lächerliche Zeremonie nicht mitmachen könnte; alle Menschen seyen Brüder und durch das Zusammenstossen der Gläser könne die Freundschaft weder zu noch abnehmen. Unter den ohnehin bekannten Eigenheiten der Quäker hebe ich nur eine aus, welche deutlich beweist, daß man sie niemals zu Helden bilden kann. Sie scheuen das Blutvergiessen, und führen keinen Krieg. Sie bezahlen gewöhnlich Soldaten, die ihre Stelle vertreten müssen, und marschiren nur, wenn sie g e z w u n g e n werden. Aus diesem Grunde glaubten sie keine Sünde zu begehen, als sie im Jahre 1773 sich gegen England zusammenrotteten, um ihre Unabhängigkeit durchzusetzen. —

Alle Quäkermädchen sind leidenschaftlich für die Romanenlektüre eingenommen, keine Druckseite, kein Kupferstich kann ihrer Aufmerksamkeit entgehen, was auch darinn enthalten sey. Wenn aber ein Mann in ihrer Gegenwart ohne alle Beziehung die Worte Taille, Strumpfband u. s. w. ausspricht, so werden sie in allem Ernste böse. — So beschützen sie sich zwar durch tausend Barrieren, wenn aber der Feind schlau in den Rücken fällt, so bleiben sie unbeschützt.

Von hier kamen wir nach New-York. Sehr anziehend sind die Umgebungen dieser Stadt. In Mitte von Pappeln und Trauerweiden sind kleine Boudoirs, daneben Hôtels und Palläste, wo Psyche Amorn erwartet. Eine Felsenspitze hangt über das Meer; sie trägt einen Pavillon, der dem Schein nach mit der Gefahr des Einsturzes droht, und dicht neben ihm fällt eine helle Wasserkaskade. Die Regelmässigkeit und Zierlichkeit der Häuser, die Schönheit der Strassen, und zwanzig Thürme mit buntbemalten Glockenstühlen machen hier einen guten Eindruck; doch begeht man hier noch den Fehler, die Todten in der Stadt zu begraben. — In den Herrn Nephins, Joulins, Vicendon, Forbes und Labitche fanden wir Freunde, deren Wohlthätigkeit, mit Zartgefühl geäussert, Ehrendenkmale verdient. —

Die ungeheuren Reichthümer und der Mangel an Händen erhöht hier den Arbeitslohn so sehr, daß ein Arbeiter, der nur drey Thaler täglich fordert, äusserst willkommen ist. Die Amerikaner leben in den vereinten Staaten glänzend. Ihre Städte, Häfen und Wohnhäuser scheinen von Feenhänden aufgerichtet zu seyn, und sie wären höchst glücklich, wenn nicht Hochmuth und Habsucht ihre Genüsse verminderte. —

Am 31. August 1801 betrat ich mit Entzücken den vaterländischen Boden. — Ohne daß ich es wußte war ich eigentlich auf Lebenszeit nach Cayenne verurtheilt gewesen. —

In Paris vollendete ich die Erzählung meiner Schicksale und übergab sie dem Druck. Einige allzuheftige Stellen veranlaßten, daß ich mit dem Ministerium in noch heftigere Streitigkeiten gerieth; dafür mußte ich aber durch einen anderthalbjährigen Arrest büssen. Ich selbst hatte mir das Gefängniß St. Pelage gewählt. Hier fand ich allerley aufrührerische Schriftsteller, dann den Marquis Sade, der ein Vertrauter Mirabeaus war. Dieser alte Sünder wurde ganz wüthend, wenn er die Worte: Moral, Tugend, Tod, künftige Welt u. s. w. hörte. Denunziationen, mit welchen er sich noch im Arrest abgab, veranlaßten, daß er in Charenton zu den Verrückten gesperrt wurde. Ich aber lernte von dem alten Seekapitän Durand = La=

peine das Italienische, und übersetzte verschiedene Werke aus dieser Sprache. Endlich am 8. September 1803 erhielt ich durch die Gnade des ersten Konsuls meine Freyheit wieder. Ich wurde Repetitor an einer polytechnischen Schule, legte aber meiner Gesundheitsumstände wegen diese Stelle nieder. Herr Garat, Mitglied des Erhaltungssenats interessirte sich für die Bekanntmachung meiner Schicksale und Erfahrungen, und sie erfolgte denn auch nach drey Vierteljahren.

XVII.

Die Blutfeste der Beniner,

geschildert von B. Palisot Beauvais.

Dieser Bericht, welchen wir mit Abkürzungen vorlegen, wurde dem ehemahligen Nazionalinstitut zu Paris, am 15ten Nivose des Jahres IX. vorgelesen. Er hat die grausamen Gebräuche zum Gegenstande, welche im Königreiche Benin auf der Westküste von Afrika herrschen, und dient den Nachrichten über Dahome, welche wir im ersten Bändchen dieses Werkes mitgetheilt haben, zur näheren Bestättigung.

Erstes Kapitel.

Das Korallen- und das Yamsfest. — Besondere Feste. — Wichtiger Einfluß des Sklavenhandels auf die menschlichen Schlachtopfer.

Niedergedrückt von einem Despotism, der jeden Unterthan als seine eigenthümliche Sache betrach-

tet, und verleitet von einem wüthenden Fanatism, der bloß einen bösen Geist als Gegenstand der Verehrung und Anrufung betrachtet, sind die Beniner, welche einen Theil der Küste Guineas bewohnen, von dem gräulichsten Aberglauben befangen. Nicht wenig tragen hierzu die Begriffe bey, welche sie von ihrem Könige haben. Sie betrachten ihn als einen Halbgott, der ohne Essen und Trinken leben könne, der zwar sterben müsse, aber nach Verlauf einiger Zeit wieder auf der Erde erscheine. Nicht bloß sie selbst, sondern auch die benachbarten wilden Völkerschaften, sprechen von ihm nur in tiefster Ehrfurcht; sie werfen sich vor ihm auf die Kniee, senken den Blick und verdecken mit der Hand den Mund, damit nicht ihr unreiner Athem bis zu ihm dringe, auch würde die geringste Verletzung der letzteren Beweise von Unterwerfung sogleich mit dem Tode bestraft werden. Tausende von Schlachtopfern werden diesem gebietenden Ungethüm dargebracht, und nach seinem Tode stürzen sich, theils freywillig, theils gezwungen, mehrere Menschen in ein tiefes Loch hinab, wo sein Leichnam ruht. *)

---

*) Wenn es im primitiven Zustande anderer Völker, der Muth, die Einsicht oder der Reichthum eines Einzelnen war, was ihn zum Oberhaupte erhob, so scheint dagegen bey den Dahomeern und den Beninern der Aberglaube der eigentliche Schöpfer der höchsten Gewalt zu seyn. Unbekannt

Die Beniner feyern jährliche und Volks-Feste, dann noch besondere, ausserordentliche. Das eine der jährlichen Feste ist das Korallenfest. Es steht in Verbindung mit dem Gebrauche, daß die vier Klassen von Prinzen des Landes, welche Fidor's heissen, sich durch ein Korallenhalsband unterscheiden, welches entweder einfach ist, oder aus mehreren Schnuren besteht. Bey diesem Feste, so wie bey jedem anderen der Beniner, werden bloß Männer und männliche Thiere geopfert, wahrschein-

---

mit den Gesetzen und Grenzen der Natur, mochte ein Gaukler aus ihrer Mitte oder von einem benachbarten Volke, bey ihnen die Meinung erregt haben, daß er göttlicher Natur sey, worauf denn die leichtgläubige Menge nicht sicherer zu fahren dachte, als wenn sie ihn zum Oberhaupte erhob. Der neue Regent vererbte dann seine Künste insgeheim auf seine Nachfolger, die zur noch grösseren Befestigung ihrer Macht die Todesopfer festsetzten, und so ihre angebliche Wunderthätigkeit und zugleich die Volksfurcht als Thronsäulen gründeten, welche sie für fester hielten, als jene der Volksliebe, von der sich überdieß bey dem heftigen Charakter dieser Schwarzen wenig zu versprechen war. Auch unter den schläfrigen Hottentotten machte ein Einzelner, der Grieche Stephanos, den Versuch, eine Theokratie zu gründen. Man sehe Barrows Reise nach Cochinchina, übersetzt von dem Unterzeichneten und erschienen bey dem Verleger dieser Länder- und Völkergemälde.

Valtiner.

lich um die Fortpflanzung nicht zu stöhren. Sodann werden die Halsbänder des Königs, seiner Frauen und jene der Fidors feyerlich in das Blut der Schlachtopfer getaucht, und man bittet die Gottheit, es ja nie an diesem kostbaren Schmucke fehlen zu lassen.

Das zweyte der jährlichen Feste ist das Yamsfest. Die Yamswurzel ist für die tropischen Afrikaner sehr wichtig, und deßhalb wird ihre Kultur allenthalben betrieben. Um aber die träge Afrikanische Menschenrasse in der so nöthigen Thätigkeit zur hinreichenden Erzeugung dieser Wurzel zu erhalten, benützt man den hier allgemein herrschenden Aberglauben. Dem zu Folge beginnt das Yamsfest mit Schlachtopfern; hierauf bringt man dem Könige ein irdenes Gefäß, etwas Erde und eine Yamswurzel von der vorigen Erndte. Im Angesichte des Volkes legt nun der König die Wurzel in das Gefäß und bedeckt sie mit Erde. Tänze und Gesänge beginnen. Indeß aber das Volk sich der Freude überläßt, beseitigen die Fidors das Gefäß, und schieben statt desselben ein anderes unter, worin eine Yamswurzel enthalten ist, die schon in vollem Wachsthume steht. Gläubig erstaunt das Volk über das schnelle Heranwachsen der Wurzel, und je grösser sie ist, mit um so lebhafterer Freude verspricht es sich eine reichliche Erndte.

Die besonderen Feste werden gewöhnlich zur Ehre verstorbener Verwandten gefeyert. Allmonathlich begeht der König zwey solche Feste, wobey eine unbestimmte Anzahl von Menschen und Thieren umkömmt. Erstere werden seit Einführung des Sklavenhandels weniger geopfert; denn Europäische Produkte sind den Beninern zu Gegenständen der Nothwendigkeit geworden. Um nun den Sklavenhandel mit Vortheil betreiben zu können, suchen die Beniner selbst ihre Götter zu betrügen. Diese müssen sich nämlich mit dem Opfer verstümmelter und mißgestalteter Männer begnügen; denn die gesunden Sklaven, Verbrecher und Kriegsgefangene werden verkauft.

Minder Reiche, die keine Sklaven besitzen, opfern Thiere, ganz Arme aber Früchte und Branntwein.

Ich wohnte im J. 1787 einem Yamsfeste und zwey besonderen Festen bey. Eines der letztern wurde vom Könige gegeben, und es wurden dabey Menschen, Widder, Böcke und Hähne geopfert. Die Zahl der Opfer jeder dieser Gattungen belief sich auf 15.

Zweytes Kapitel.

Fest des Kriegsministers. — Neugierde der Frauen. — Trauriges Schicksal der Mißgestalteten. — Opfer der Armen.

Mit minderem Pompe, aber mit grösserer Ordnung gefeyert und folglich für mich leichter zu beobachten, war ein Fest, welches der Kriegsminister Schabuh (Jabou) veranstaltete. Es verhielt sich dabey, wie folgt:

Nachdem der Kriegsminister ungefähr ¼ Stunden beym König verweilt hatte, bey welchem er unter Vorausttrettung von Musikanten erschienen war, begab er sich nach dem zur Feyerlichkeit bestimmten Platze. Seinen Zug eröffneten die Spielleute, welche zum Theil auf einem verlängerten Horn, zum Theil auf mißtönenden Flöten spielten, oder auf kupferne Kessel schlugen. Ihnen folgten Fidors mit ihren Korallenbändern und nach diesen zeigte sich der Minister. Sein Kopfputz bestand aus weissen Reiher- und aus Ammerfedern, der Hals war mit einem dreyfachen Korallenbande, dann anderem Stein- und Glasschmuck geziert. Seine Kleidung beschränkte sich auf verschiedene Stücke Stoff, die sich um seine Hüften wanden und etwas über die

Kniee

Kniee hinabreichten; in der Hand aber trug er einen breiten, kurzen, ovalen Säbel, wie ein Durchschlag durchlöchert, und am Griffe mit einem starken Ring versehen. An drey verschiedenen Stellen blieb er stehen, und taumelte dann, wie ein Betrunkener, der jeden Augenblick zu fallen droht, bald auf einer bald auf der andern Seite unter das versammelte Volk, welches ihm aber schnell auswich; zugleich warf er seinen Säbel in die Luft, und fieng ihn jedesmal geschickt am Griffe wieder auf. Den Schluß des Zuges machten zwölf seiner Weiber, die wie man mir sagte, seine Favoriten waren, eine, der seinigen ähnliche Kleidung, und so viele Halsbänder trugen, daß der Busen beynahe ganz damit bedeckt war. Die Koketterie, auch hier zu Hause, erfordert, daß die Haare künstlich getheilt und mit Korallenstückchen durchflochten waren, da aber, wo sie ins Gesicht hingen, waren sie mit heissem Eisen gebrannt, wodurch sie roth werden und mit der schwarzen Haut, dann den übrigen Haaren kontrastiren.

Um an den Ort des Festes zu gelangen, mußte der Zug in einem Saale, im Hause des Ministers verweilen. Allmählig versammelten sich alle seine Weiber, gegen 400 an der Zahl. Sie waren ganz niedlich, ihre Farbe wechselte aber vom Schwarzen in das Schwarzgelbe, woraus ich schloß, daß sie aus verschiedenen Gegenden seyn mußten. Ich bedarf nicht zu sagen, daß sie mich mit derselben Auf-

merksamkeit beschauten, mit der ich sie ins Auge faßte.

Hierauf gieng der Zug in einen grossen Hof, wo das Fest gefeyert werden sollte. Die eine Ecke war mit einem Dache versehen, unter dem ein Altar stand, der nicht viel von einem unsrigen abwich. er war an den Vorderecken mit zwey Elephantenzähnen behangen, in welche verschiedene Figuren, als blosse Verzierung, grob eingegraben waren. Die Lieblingsfrauen des Ministers setzten sich auf die Stuffen an jeder Seite des Altars. Mich selbst ließ der Minister sich gegenüber nahe an den Stuffen einen Platz einnehmen. Vor mir sassen die Fidors auf Bänken. Thiere, zum Opfer bestimmt und am Ende des Hofs dem Altar gegenüber das Volk, füllten den größten Theil des übrigen Raums aus.

Auf ein Zeichen, das der Kriegsoberste gab, begann die Feyer mit einem eintönigen, traurigen Gesang, den das Volk anstimmte, wobey es sich die Hände rieb, und selbe gegeneinander schlug. Nach Beendigung dieses Gesanges erhob sich ein Geräusch und mit schmerzlichem Schauder sah ich drey Neger herbeybringen, die blos ein Stück weissen Zeuges um die Hüften geschlungen hatten. Im Munde trugen sie einen Thierknochen, der um den Kopf herum durch einen Bindfaden festgebunden war. Ein langer Neger mit einem Säbel an der Seite und einem rothen Hüftentuch hieß sie niederknieen.

Bey der Ankunft dieser Unglücklichen, die keine Verbrecher waren, wurde ein ebenfalls widerlicher Gesang angestimmt. Nach dessen Beendigung traten drey Fidors vor den Kriegsobersten hin und jeder derselben empfing von ihm einen hohlen Rohrstock. Sie tauchten diese Stöcke dreymal in ein Loch, welches sich in Mitte der Altarstuffen befand, und wo hinein man die Opfergaben steckte, dann giengen die Fidors auf die Schlachtopfer zu, und jeder derselben gab ihnen drey leise Schläge auf die Stirne.

Ruhig erwarteten diese Unglücklichen, und, wie ich bemerkte, fehlerhaft organisirten Opfer ihr Schicksal, das währeud eines dritten Volksgesanges furchtbar herantrat. Ein gemeiner Neger gieng hervor bis auf die Mitte des Platzes, schwang hier seinen Säbel dreymal, und nachdem er die Einwilligung des Ministers erhalten hatte, legte er die Schlachtopfer mit dem Bauche auf die Erde, und hieb einem nach dem andern den Kopf ab. Jeder Kopf wurde dem Volke gezeigt, die Körper aber wurden, den Geyern und den Tigern zur Beute, auf die Landstrasse geworfen.

Ein vierter Gesang begann; er wurde lebhafter und wilder als die vorhergehenden angestimmt und an selbem nahmen auch die Weiber Antheil, indem sie zugleich mit den Männern sangen. Diese letztern, von Fanatismus und von Branntwein trunken, trippelten nach dem Takte auf diesem Schauplatze schändlicher Mordsucht herum. Nach-

her wurden die Thiere ungefähr auf dieselbe Art geschlachtet; einen Theil ihres Fleisches behielt der Minister für sich, das Uebrige wurde unter das Volk vertheilt.

Den Beschluß machten die Gaben der geringeren Klasse. Nicht Menschlichkeit, sondern Armuth machte diese Gaben milder. Die Opfernden knieten, kleine Gebete murmelnd, an den Altarstuffen nieder, warfen in das für Gaben bestimmte Loch allerley Früchte, und begossen sie mit Palmsaft oder Branntwein.

XVIII.

Gemälde der Generalkapitanerie von Karakas,

entworfen in den Jahren 1801 bis 1804, von Depons.

Das Werk, aus welchem wir den folgenden Auszug genommen haben, heißt: Voyage a la partie orientale de la Terre ferme dans l'Amerique meridionale fait pendant les années 1801 — 1804, par F. Depons, Paris 1806. III. Volumes. — Die zu einer ungemeinen Vervollkommnung geeignete Osthälfte der Terra firma ist bis zu dem Augenblick der Erscheinung dieses Werkes nur sehr unvollständig bekannt gewesen. Depons, ehmahliger Französischer Agent zu Karakas, hat seinen Aufenthalt daselbst benützt, um sich über dieß Gebiet möglich vollständigste Notizen zu verschaffen, und wirklich hat die Spanische Regierung, welche sonst jedem Fremden die nähere Bekanntschaft mit dem Lande unmöglich machte, ihn bey seinen Nachforschungen unterstützt. Allein das treffliche Werk, welches wir diesem schätzbaren Beobachter verdanken,

enthält einige Parthieen, welche sehr trocken erscheinen würden, wir haben sie daher äusserst zusammengedrängt; jedoch alle Vorsicht angewandt, daß nicht eine der wesentlichen Notizen des Originals in diesem Auszug wegbliebe.

Erste Abtheilung.

Volkszählung durch Beichtzettel. — Stärke und Beschaffenheit der Bevölkerung. — Meinung der Kreolen in Bezug auf Europa. — Rangsucht der Kinder. — Erziehung. — Heirathen. — Grosse Frauenrechte. — Ceremonieen bey Wohnungsveränderungen. — Weitere Höflichkeitsstatute. — Prozeßsucht.

In den Spanischen Ländern führt die Geistlichkeit eine strenge Aufsicht über alle Arten von Religionsgebräuchen, besonders über die österliche Beichte. In der Fastenzeit gehen die Geistlichen in alle Häuser und verzeichnen die zur Beichte geeigneten und die noch nicht geeigneten Personen. Der Beichtende erhält dann einen Zettel, für welchen er nach der Kommunion wieder einen anderen empfängt. Diese Zettel sammeln nachher die Geistlichen in den Häusern wieder ein, und vergleichen sie mit der in

der Fastenzeit entworfenen Liste. Allein um dieser Verfahrungsart auszuweichen, kaufen die Einwohnern von alten Weibern, welche zur Osternzeit mehrmahls beichten, etwa um einen Piaster einen Beichtzettel, oder sie gehen zur Einsammlungszeit dieser Zettel auf Reisen. Viele geben schon beym ersten Besuche des Geistlichen die Anzahl der Familienglieder geringer an, oder sie verschliessen sogar vor ihm die Hausthüre.

Die verfaßten Listen werden sodann von den Bischöfen an die Regierung abgegeben, welche hieraus die Bevölkerung, jedoch nur sehr unvollständig ersieht. Bey wirklichen Zählungen zeigt sich jedesmahl, daß die Beichtlisten die Bevölkerung um den vierten oder fünften Theil zu gering angaben. Die wahrscheinlichsten und sorgfältigsten eingezogenen Nachrichten setzen für die verschiedenen Provinzen, welche zur Generalkapitanerie Karakas gehören, folgende äusserst geringe Bevölkerung fest:

	Menschen.
Venezuela nebst Varinas .	500,000
Marakaibo	100,000
Kumana	80,000
Spanisches Guayana . . .	34,000
Die Insel Margareta . . .	14,000
	728,000

wovon $\frac{2}{10}$ Weisse, $\frac{3}{10}$ Sklaven, $\frac{4}{10}$ Freygelassene und deren Abkömmlinge, $\frac{1}{10}$ Indianer.

Während andere Europäische Mächte es Jedermann freystellen, nach den Kolonieen zu gehen, und viele wohl auch zur Strafe dahin schicken, gestattete die Spanische Regierung, ohne Erweisung Spanischer Abkunft, katholischer Religion, ohne Entrichtung einer Taxe von 8200 Realen oder ohne geheime Bestechung Niemanden die Reise nach den Kolonieen; das Niederlassungsrecht daselbst aber mußte noch besonders erkauft werden. Ja, ein Kreole, der von den Kolonieen, wo er Güter besaß, nach Spanien reiste, durfte ohne königliche Erlaubniß nicht wieder zurückkehren. (Die Absicht konnte keine andere seyn, als die Kolonieen vor Aufruhr zu sichern.)

Dort anlangende Europäer werden ruhig gelassen, so lange sie in der Dürftigkeit oder wohl gar vom Bettel leben. Besitzen sie eine Kunstfertigkeit, so machen sie sich alle dort befindlichen Hand- werks- oder Kunstgenossen zu Feinden; bereichern sie sich, so wird ihnen überall Geld abgefordert; zeichnen sie sich durch Talente und Kenntnisse aus, so gelten sie für Feinde des Landes. Indeß wird man der Religion wegen nur dann verfolgt, wenn die Feinde kein anderes Mittel haben, um zu schaden. Sagen aber die Zeugen einmahl aus, daß man von den religiösen Mysterien nachtheilig gesprochen habe; daß man in der Kirche sich unanständig benehme, u. s. w., so wird man auf einige Jahre gefangen gesetzt, zur Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt und verbannt. Diese Strafart ist noch gering, denn

ehemahls war man in solchen Fällen ganz ohne Rettung verlohren.

Die ansehnliche Anzahl von Europäern im Spanischen Amerika rührt einzig daher, daß die Spanier, welche von Natur ernsthaft und bequem sind, nach ihrer Ankunft in Amerika es zu beschwerlich finden, wieder zurückzugehen, und daß die Kreolen kaum wissen, daß Spanien eigentlich ihr Vaterland sey. Sie halten Amerika für das beste Land, da sie wissen, daß die angekommenen Europäer Alles aufgeboten haben, um dahin zu gelangen, und daß sie überdieß gewöhnlich arm seyen. Binnen 300 Jahren konnte also die Bevölkerung der Europäer in diesem gesunden und ruhigen Lande sehr zunehmen, und sie wäre noch höher gestiegen, wenn nicht die Klöster so viele Personen beyder Geschlechter an sich gezogen hätten, ein Umstand der gegenwärtig minder häufig eintritt.

Der moralische Charakter hängt hauptsächlich von den Jugendeindrücken ab, betrachten wir daher die Erziehung der Kreolen, um zu wissen, welchen Charakter sie überhaupt haben.

Der Kreole, Doktor Miguel Josef Sanz erklärt sich über die Erziehung der Kreolen ungefähr, wie folgt:

Das Kind lernt in der Schule aus albernen Wundergeschichtchen lesen. Man verschaft ihm nur ungeläuterte Religionsbegriffe, und legt ihm Eitelkeit und Hochmuth ins Herz. Die Kinder von Karacas halten sich für vornehmer als andere, und vo-

chen darauf, daß einer ihrer Vorfahren oder Verwandten Alkalde, Mönch, Pfarrer u. s. w. war oder ist. Sie hören von den Aeltern nichts Anderes, als daß Hännschen nicht so vornehm ist als Kunz, oder daß Ignazens Familie diesen oder jenen Flecken habe.

Das Studium der Muttersprache wird so vernachlässigt, daß Mancher schon den Doktorhut erlangt hat, und noch weder richtig sprechen noch schreiben kann. Zudem ist man allgemein der Meinung, daß alle Weisheit in der lateinischen Grammatik, der Aristotelischen Philosophie, im Justinian u. s. w. bestehe. Alle mechanischen Künste werden verachtet; aus Prahlerey zieht man die Uniform an, aus Geldsucht wird man Advokat, aus Ehrgeiz zieht man den Habit an. Die Felder bleiben unbebaut, denn jeder will ein Herr werden, d. h. dem Müssiggang und dem Laster fröhnen.

Dieß Gemälde paßt auf alle Provinzen der Kapitanerie Karakas, doch giebt es auch kenntnißreiche Kreolen. Was ihre Anlagen betrifft, so haben sie einen lebhaften Verstand, auch sind sie thätiger als die Kreolen in anderen Kolonien, obgleich sie ihnen an gefälligen Sitten und Künsten nachstehen. Allmählig lernen sie indeß die Werke des Auslandes schätzen, aber die unbegreifliche Rangsucht ist bey ihnen unvermindert geblieben.

Die Französische und Englische Kleidertracht verdrängt die Spanische Nazionalkleidung täglich mehr und die Degen werden nur bey wichtigen Ver-

anlassungen getragen. Aber die Siesse, oder die 2 auch 3 stündige Ruhe nach dem Mittagsessen wird durchgängig beobachtet, selbst andere Europäer nehmen diese Gewohnheit oft schon im ersten Jahre ihrer Ankunft an.

Auch die auf die Ehe sich beziehenden Gegenstände geben über den Charakter eines Volkes Aufschluß. Im Alter von 14 denkt der Jüngling und das Mädchen im Alter von 12 Jahren an das Heirathen, ein Alter in dem sie eben nach dem Gesetze mannbar geworden sind; ein Jüngling aber, der im 20. Jahre noch nicht verheirathet ist, ohne für den geistlichen Stand bestimmt zu seyn, gilt für einen Hagestolz. Zwar ist die Volljährigkeit der Kinder nunmehr auf das 25. Jahr festgesetzt, und bis zu dieser Epoche soll ohne Einwilligung der Aeltern keine Heirath gestattet seyn. Allein wird die erstere versagt, so bringen die Kinder bey Gericht Klage an. Dieß befiehlt nun vorerst, daß das Mädchen aus dem väterlichen Hause in ein anderes gebracht werde, und die Aeltern haben ihm zum Unterhalt und sogar zur Bestreitung der Prozeßkosten das nöthige Geld anzuweisen. Ist es nicht die Ungleichheit des Standes, welche die Aeltern zur Versagung der Einwilligung bestimmte, oder kann sie nicht gehörig erwiesen werden, so verlieren die Aeltern den Prozeß. Noch bequemer erklären die Kinder dem Pfarrer in der Kirche oder selbst in einem Privat-

hause ihren festen Entschluß zu heirathen, und die Trauung wird ohne Weiteres vollzogen. *)

Die Rechte der Gattinnen sind zum Nachtheile der Ehen viel weiter ausgedehnt, als Frauenzimmer in Europa es wirklich wünschen würden. Eine blosse Aussage der Frau, daß der Mann ungetreu sey, und sein Geld mit Buhlerinnen verprasse, verursacht dem Gatten eine Geldstrafe oder einen Arrest, von dem er nur auf die Bitte der Frau befreyt wird. Klagen über die schlechte Aufführung einer Frau hingegen ziehen dem Manne nur Verweise oder wohl gar eine Strafe zu, ohne daß eine nähere Untersuchung vorgenommen würde. Reiset ein Spanier ohne Einwilligung seiner Frau, oder kömmt er von seiner Reise nicht zur verabredeten Zeit zurück, so fordert die Obrigkeit unter schwerer Strafe seine alsogleiche Rückkehr, ohne zuvor die Thunlichkeit derselben zu berücksichtigen.

Dem äussern Schein nach beweisen die Kinder den Aeltern viele Ehrfurcht. Alle Kinder, was immer für eines Standes müssen, beym Aufstehen und beym Schlafengehen knieend, um den Segen

---

*) Ein neuerliches Edikt der Bourbonischen Dynastie in Spanien befiehlt aber, daß Geistliche, welche ohne Einwilligung der Aeltern Trauungen vornehmen, des Landes verwiesen werden sollen, auch seyen die Aeltern nicht zu verhalten, den Grund ihrer Weigerung anzugeben.

Anm. d. O.

der Aeltern bitten, und ihnen die Hand küssen; auch dürfen sie selbe nicht anders anreden, als mit dem Ausdruck su merced, d. h. Eure Gnaden. — Ueberhaupt darf man in Bezug auf das sehr zusammengesetzte Zeremoniel keinen Gedächtnißfehler begehen. Ein Fremder, ein Zurückkehrender, der seine Ankunft nicht persönlich oder durch eine Charte anzeigt, würde nie wieder einen Besuch erhalten. Bey Wohnungveränderungen hat man den bisherigen Nachbarn schriftlich oder mündlich zu erklären: „daß man sehr bedaure, sich aus einem Hause entfernen zu müssen, welches durch ihre Nachbarschaft verschönert werde, und sie zugleich benachrichtige, daß man in dieß oder jenes Haus ziehe, wo man jederzeit bereit seyn werde, ihre Befehle zu vollziehen.“ Den künftigen Nachbarn ist aber zu versichern: „daß es zu einem ungemeinen Vergnügen gereiche, bey so angesehenen Nachbarn wohnen zu sollen, und daß man sichs zur Ehre schätzen werden, von ihnen Befehle zu empfangen.“ Hierüber hat nun jeder Nachbar schriftlich oder persönlich seinen Dank zu äussern. — Wird nun das Eine oder das Andere hiervon unterlassen, so entsteht unvermeidlich eine entschiedene Abneigung. Vergißt man vollends einen Nahmenstag, und wäre es auch, daß der Schutzpatron nicht im Kalender stünde, so veranlaßt man eine offenbare Feindschaft, die nicht selten von den nachtheiligsten Folgen ist. Es gilt den Spaniern in Südamerika für einen Beweis guter Erziehung, wenn man beym Eintritt in ein Haus

ein starkes Geräusche macht, wodurch man dem Verdacht entgeht, daß man die Bewohner habe überraschen oder behorchen wollen. Jedermann muß sich bey Frauenzimmern anmelden laßen, und diese erwiedern die Komplimente nur sitzend. Die Frauen werden bey ihren Besuchen nur von einigen Sklavinnen begleitet.

Nach den Regeln der Höflichkeit muß man einer Person, mit der man spricht, Alles anbieten, wovon die Rede ist. Lobt man daher in einem solchen Falle die Dose, den Ring, die Uhr eines Spaniers, so antwortet er sogleich: zu Ihrem Befehl, und macht dabey eine Bewegung, als ob er dem Lobredner die Sache überlassen wolle. Das Nämliche ist auch der Fall, wenn von seinem Hause, seinen Kindern, seiner Frau u. s. f. die Rede ist. Dieß gehört, sagt der Spanier, der Person zu, mit der man spricht. Seidene und tuchene, aber gestickte Staatskleider und ein Degen machen die Galla aus. Letzterer muß wenigstens von Silber seyn, sehr Wohlhabende tragen schon einen goldenen Degen. Geburts- und Nahmensfeste des Hofes wurden von jeher feyerlichst begangen. Es entstand einst ein Streit, ob an solchen Tagen, wo der Generalgouverneur als Repräsentant des Königs die Glückwünsche empfängt, auch der Bischoff gehalten wäre, bey selbem den Besuch abzustatten. Der König entschied hierüber bejahend, jedoch mit dem Beysatz, daß der Generalkapitän den Besuch des Bischofs sogleich zu erwiedern habe. Die Anordnung wurde denn

auch bis auf den heutigen Tag auf das allerpünktlichste beobachtet; denn die Spanier verstehen über Alles, was zur Etikette gehört, keinen Spaß.

Bey der grossen Rolle, welche die Komplimente in diesem Lande spielen, mangelt es sehr an Offenheit. Jeder Spanier lebt isolirt, und deßhalb ist er zu Angebereyen sehr geneigt, nur wird hierunter die gerichtliche Anzeige des Schleichhandels von der öffentlichen Meinung gemißbilligt.

Den Mädchen sind keine Zusammenkünfte, Spiele und Bälle gestattet, auch Jünglinge unterhalten sich selten gemeinschaftlich. Diese isolirte Lage jedes Spaniers veranlaßt auch grosse Empfindlichkeit. Ein unüberlegtes Wort, ein Zweifel am Alter der Familie oder über ihren Titel und die Verdienste der Vorfahren, veranlaßt, da Zweykämpfe nicht gewöhnlich sind, einen wirklichen Prozeß. Daher giebt es in Amerika wenige angesehene Familien, die nicht solche durch beleidigte Eigenliebe veranlaßte Prozesse hätten. Daher eine Menge von Advokaten, unter andern in der Stadt Havanah deren 72, von welchen Jene die berühmtesten sind, welche die Gabe besitzen, immer neue Prozesse aus den Prozessen selbst entstehen zu machen. Daher betragen die Prozeßkosten, welche jährlich bey der Audienzia zu Karakas verrechnet werden, gegen 1,500,000 Piasters. Uebrigens sind sowohl die Kreolen, als die übrigen Spanier in Amerika sehr sanft, und ungemein höflich, auch gehen sie mit einer gewissen Furchtsamkeit zu Werke, die sie Klugheit nennen.

Zweyte Abtheilung.

Aufwiegeleyen im Jahre 1797. — Erinnerung an las Casas. — Zustand und wohlthätige Vorrechte der Spanischen Negersklaven. — Die Freygelassenen. — Häufiges Aussetzen der Kinder.

Der ruhige und bedächtliche Charakter dieser Spanischen Amerikaner, dann die grosse Ehrfurcht, welche sie bisher für ihre Regierung in Europa bewiesen, veranlaßte, daß sie keinen Versuch zur Herstellung ihrer Selbstständigkeit machten. Doch drohte im Jahre 1797 eine Empörung in der Terra firma. Eben entflammten die Französischen Revoluzionsgrundsätze auch einige Bewohner dieses Landes, eben war das Mutterland in Europa in Verlegenheit, als drey wegen revolutionärer Verbrechen in Spanien verurtheilte Staatsgefangene zum ewigen Arrest in den Kasematten von Goayre ankamen. Diese sehr beredten Männer wußten ihr Schicksal und ihre Grundsätze so darzustellen, daß Offiziere und Soldaten ihnen allerley Freyheiten gestatteten, worauf überdieß bald die Zuneigung verschiedener Personen erfolgte. Endlich gelang es ihnen,

eine zwar geringe Anzahl, die aber aus Leuten aller Stände bestand, zu einer Verschwörung zu bewegen. Da sie aber bemerkten, daß es allzugrosse Schwierigkeiten gebe, um die phlegmatischen Einwohner der Terra firma zu bearbeiten, so beredeten sie ihren Anhang, ihnen zur Flucht Gelegenheit zu verschaffen, um bey den Engländern auf den benachbarten Inseln eine Unterstützung ihres Planes zu erwirken. Sie entflohen glücklich, aber mittlerweile entdeckte sich das Geheimniß und alle Verschwornen wurden an einem Tage verhaftet. Sieben wurden zu Karakas hingerichtet, 36 zu den Galeeren verurtheilt und 32 nach Spanien abgeschickt, wo sie aber im Jahre 1802 unter der Bedingung begnadigt wurden, nicht mehr nach Amerika zurückzukehren.

Die Sklaven in diesem Lande geniessen keinen Schutz der Gesetze, doch scheinen die Indianer durch das vergossene Blut ihrer Vorfahren das Vorrecht erlangt zu haben, ihr Leben in einem gänzlichen Müssiggang zuzubringen. Als die Grausamkeit der Spanier das Land entvölkert hatte, und sie sich selbst im Mutterlande nicht zahlreich genug fanden, zur Kultur dieser Besitzungen Leute abzuschicken, so dachte der Spanische Hof darauf, die noch vorhandenen Indianer zu Sklaven zu machen. Allein B a r t h o l o m ä u s d e l a s C a s a s trug im Jahre 1517 dem Kaiser Karl V. vor, daß die ersteren nicht ohne ein schreckliches Verbrechen an

der Menschheit zu Sklaven gemacht werden könnten, dagegen solle man in Afrika Sklaven ankaufen um den Boden und die Bergwerke von Amerika bearbeiten zu lassen. Von dieser Epoche schreibt sich die Entstehung des Negerhandels her; doch kaufen die Spanier, weil es der Religion zuwiderliese, die Sklaven nicht in Afrika selbst ein, sondern sie lassen sich selbe durch fremde Kaufleute zuführen. Seit dem Sturz von Santo Domingo läßt die Spanische Regierung lieber den Landbau abnehmen, als daß sie durch allzugrosse Vermehrung der Neger die Gefahr einer Empörung herbeyführen möchte. — Sie behandeln übrigens ihre Sklaven beyder Geschlechter gut, doch schreiben sie ihnen die strengste Beobachtung der Aeusserlichkeiten der Religion vor, ohne sich zu bemühen, sie auch nur mit dem Sinne der Spanischen oder Lateinischen Gebete bekannt zu machen. So sorgfältig sie aber die Schritte ihrer Sklavinnen bewachen, so sind sie doch, vielleicht eben des Zwanges wegen, noch ausschweifender als jene der anderen Kolonieen. Uebrigens sind die meisten Spanischen Landsklaven nur in Lumpen gehüllt, und sie haben keine andere Nahrung, als jene Früchte, welche ein ihnen eingeräumtes Stück Landes hervorbringt. Die Haussklaven gehen ebenfalls meist in Lumpen; denn die Livreen dürfen sie nur so lange am Leibe tragen, als sie hinter ihren Herren zu gehen haben. Diesen Sklaven giebt man so unzureichende Porzionen von Nahrungsmitteln, daß sie sich ihren Unterhalt nur

auf unerlaubte Art verschaffen können. Billiger sind die Gesetze im Französischen Amerika, indem sie befehlen, daß jeder Sklave wenigstens einmahl des Jahres neu gekleidet werde. Dagegen darf jeder Spanische Sklave gegen seinen Herrn, wenn er sein Eigenthumsrecht mißbraucht, die Anzeige machen, worauf sein Herr den Befehl erhält, ihn zu verkaufen. Mehr als 300 Piaster dürfen niemahls gefordert werden, auch ist dieser Betrag der höchste, um welchen sich der Sklave selbst die Freyheit erkaufen kann. Züchtigungen mit Blutverlust sind nicht gestattet; hierüber wacht in jeder Provinz ein Armenprokurator. Die Freylassung der Sklaven, welche in anderen Kolonieen absichtlich erschwert wird, findet in den Spanischen grosse Begünstigung.

Der Uebergang aus der Sklaverey in den völligen Genuß aller bürgerlichen Rechte veranlaßt viele Stöhrungen der öffentlichen Ruhe, und die Freygelassenen schliessen sich erst dann an die Herren an, wenn die Afrikanische Farbe in der Folge der Generazionen durch Vermischungen abnimmt. Daher erhalten die Freygelassenen bey den Spaniern kein öffentliches Amt, auch dürfen sie nur in einer besonderen Miliz dienen, worunter sie es jedoch bis zum Kapitän bringen können. Der Zustand der Freygelassenen hat noch andere Verschiedenheiten von jenen der Weissen.

Alle freyen Neger und Mulatten beyder Geschlechter sind nähmlich der Kopfsteuer unterworfen.

Das Vorrecht weisser Frauenzimmer in der Kirche auf wollenen Teppichen zu knieen, kann bey den Farbigen nur dann statt haben, wenn ihre Familie gegen grosse Summen sich den Regierungsbefehl erkauft haben, sie aus der Klasse der Farbigen in jene der Weissen zu versetzen. Doch wird die Dispensazion der Farbe zur Erlangung der priesterlichen oder einer ämtlichen Würde niemahls einem schwarzen Freygelassenen ertheilt; er muß schon wenigstens Mulatte seyn. Die Gelegenheit, mit Sklavinnen und den Freygelassenen, welche hier sehr arm sind, vertraut umzugehen, machen die Heirathen der Weissen mit farbigen Frauenzimmern äusserst selten. Bis zum Jahre 1785 verheiratheten sich viele Weisse mit Mulattinnen; allein ein königliches Edikt erklärte, daß die Verschiedenheit der Farbe ein giltiger Grund zur Versagung der älterlichen Ehebewilligung seyn solle, und dadurch nahm das Vorurtheil gegen die Heirathen mit Farbigen wieder zu. Da aber weisse Mädchen, wenn sie schwanger werden, sich und ihre Familie entehrt finden, so verheirathen sie sich öfter mit farbigen Männern. Dieß geschieht auch bey solchen weissen Mädchen, welche als die Frucht eines Fehltrittes ausgesetzt und von farbigen Leuten aufgezogen wurden. Sehr traurig ist es, daß in den Spanischen Kolonieen kein Findlingshaus besteht; denn sehr oft haben ausgesetzte Kinder das Unglück, von Hunden und Schweinen gefressen zu werden.

Dritte Abtheilung.

Zustand der Plantagen und des Handels. — Manipulazion der Schleichhändler und ihr guter Ruf. — Nachricht von den öffentlichen Gewalten in Karakas. — Aufzählung der wichtigsten Arten von Abgaben. — Die Geistlichkeit. — Darstellung der Vertheidigungsanstalten der Kapitanerie.

In Hinsicht auf die Produkzion des Bodens von Karakas wollen wir das Eigenthümliche in möglichster Kürze ausheben, um nicht die Aufmerksamkeit der Leser durch diese zwar wichtigen aber minder unterhaltenden Gegenstände zu ermüden.

Die Tiefe der Dammerde ist zwar gering; allein durch die klimatische Hitze, durch die Bewässerung vieler in Kanäle gespaltener Ströme steht die Fruchtbarkeit sehr hoch. Nächst dem Kakao von Sokonusko in Mexiko ist jener von Karakas der vortrefflichste in der Welt. In den ersten sieben Jahren giebt zwar der Kakaobaum keinen Ertrag; allein nachher giebt ein einziges Stück zweymahl des Jahres, zu Johannis und Weihnachten nähmlich, eine Erndte von etwa 10 Unzen, so daß das Tausend Kakaostämme jährlich 250 Piaster trägt, und doch

nur die Besorgung eines einzigen Mannes erfordert. Erst seit 1774 baut man auch Indigo, welcher dem von Guatemala — der ersten Sorte — ganz ähnlich ist, und in Paketen zu 100 Pfund versendet wird. Dieß sind die sogenannten Z u r r o n e s, leinwandene Säcke mit Ochsenhäuten benäht, welche so gegen Feuchtigkeit gesichert und bequemer als Fässer zu Schiffe verführet werden. Seit 1782 baut man auch Baumwolle. Obgleich sie in Reihen, 7 bis 8 Fuß von einander gesäet wird, gedeiht sie ziemlich gut. Auf eigenen Mühlen und zwar mit hölzernen Zylindern wird sie zur Ersparung der beschwerlichen Handarbeit gereinigt. Sie wird gleich dem Indigo versendet, und das geringe, bequeme Volum verdiente nachgeahmt zu werden; jedoch soll die gelbliche Feuchtigkeit, welche von den Ochsenhäuten träufelt, der Wolle vielen Schaden thun. — Der Kaffee gedeiht so gut, daß seit 1796 fast alle neuen Pflanzungen seinem Anbau gewidmet werden. Indeß geht man beym Jäten und beym Einsammeln nicht mit gehöriger Absonderung der unreifen Bohnen zu Werke. Was den Zucker belangt, so wird er zu Konstitüren, zum Branntwein, dem Goaropo, u. s. w., so allgemein verwendet, daß er nur wenig in den auswärtigen Handel kömmt. Man kultivirt beynahe leidenschaftlich das Otahaitische Zuckerrohr, welches zwar um 4 Monathe früher als jedes Andere reift, und weit mehr Seft giebt, aber eine weniger versüssende Kraft hat.

Die Plantagen werden meist nur von einem Mulatten oder einem Kanarier verwaltet, indeß der Eigenthümer praßt, Prozesse führt, auf eine Staatsbedienstung visirt, und seine Plantage mit Schulden belastet. Zudem werden wenig Neger eingeführt und viele freygelassen.

Da viel Luxus getrieben wird und wenige Fabriken im Lande bestehen, so beläuft sich die Einfuhre zu Friedenszeiten auf jährliche 3,100,000 Piaster, die Ausfuhre aber nur auf 2,100,000. Wenn nur die hinreichende Zahl von Bearbeitern vorhanden wäre, um die schon bestehenden Pflanzungen vollständig und nach den Regeln einer vorsichtigen Landwirthschaft zu bebauen, so würde die Bilanz bald zu Gunsten von Karakas sich wenden, noch weit mehr aber würde dieß der Fall seyn, wenn man zugleich das Manufakturwesen nachdrücklich unterstützte. Der wichtigste Hafen ist La Guayra, obgleich die Rhede sehr schlecht ist, ihm folgt Porto Cabello mit einem trefflichen Hafen, der für den westlichen Theil der Kapitanerie ein sehr guter Stapelort ist.

Um den Kolonialhandel treiben zu dürfen, soll man hier ein gebohrner oder ein naturalisirter Spanier seyn. Aber oft verschaffen sich Fremde gegen ein Billiges von den Kaufleuten die Herleihung ihres Nahmens.

Der Handel mit den übrigen Spanisch-Amerikanischen Provinzen ist unbedeutend. Die Ausfuhr nach der Havannah und nach Vera Cruz besteht in

gesalzenem Fleisch, Kakao, Sasseparille, Käse, Schafleder, Maulthieren, Kopaienbalsam, u. s. w. Die Einfuhre aus den fremden Kolonieen ist auf Neger, Hausgeräthe und edle Metalle — welche Karakas nicht besitzt — beschränkt.

In den Jahren 1795 bis 1801 während des Krieges zwischen Spanien und England verkauften die Engländer den Spanischen Amerikanern Freypässe, mit welchen versehen sie durch die Englischen Flotten hindurch nach den Englischen Kolonieen handeln konnten, als ob voller Friede bestünde; doch mußte der Freypaß auf jeder Reise erneuert und allenthalben auf Begehren vorgezeigt werden.

Der Schleichhandel steht an den Küsten der Kapitanerie im höchsten Flor. Jamaika und Trinidad sind die bequemsten Hauptplätze für diesen Handel. Er beruht hauptsächlich auf dem Einverständnisse mit den Zollbedienten; man zeigt entweder nur die zulässigen Waaren vor, oder verzollt einen Theil der übrigen. Nur sind die Zollkutter zu vermeiden, sonst muß an ihre Kapitäns ein neuer Geldbetrag abgelassen werden. Um sich diese Auslage zu ersparen, machen daher die Engländer auf die Kutter eine lebhafte Jagd, oder begleiten die Spanischen Schleichhändler mit ihren Luggers. Was das Landen betrifft, so kennen die Schleichhändler die ausgedehnte, nicht allenthalben bewachte Küste sehr genau, auch wissen sie, wie man sich gegen hungrige Wächter zu benehmen hat. Am Lande harrt schon eine Gesellschaft von Maul-

thiertreibern, welche die Waaren an einen bestimmten Ort zu transportiren unternimmt. Allein die häufigen Zollbereiter nöthigen diese Karavanen, sich wochenlang in dichte Wälder zu verbergen, bis die Gegend wieder sicher geworden ist.

Umsonst werden Schleichhändler und ihre Helfershelfer mit den Galeeren und mit der Hölle bedroht. Man hört nicht auf, den Schleichhandel als ein Recht, und die ihn besorgen, falls sie ergriffen werden, als Märtyrer desselben zu betrachten. Jedermann vereinigt sich daher, den Schleichhändler zu vertheidigen und zu erretten; und so geschieht es, daß der Schleichhandel, welcher etwa 25 Perzenten einbringt, dem Lande jährlich eine Million Piaster entzieht.

Seit dem Jahre 1793 besteht eine Handelskammer, die zu Karakas ihren Sitz hat, aber in jedem Hafen Deputirte hält, welche die merkantilische Gerichtsbarkeit handhaben. Allein der Anfang einiger Strassen, und eine Karte von den noch unbebauten Theilen der Kapitanerie, sind ihre ganzen Arbeiten. Noch sind die meisten Wege elend und man rechnet noch nach Tagereisen, wobey etwa 2000 geometrische Schritte auf den Tag gerechnet werden können. —

Dem bisher seit 1511 bestehenden Consejo de las Indias zu Madrid muß nachgerühmt werden, daß es mit der Lage der Kolonieen sehr bekannt ist. Es ist eine Abtheilung des kön. Staatsrathes und hat ausdrücklich bestimmt, daß jedes seiner Mitglie-

der vorher eine hohe Beamtenstelle in den Kolonieen verwaltet haben muß. Doch sind die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung wieder den einzelnen Staatsministern zugetheilt; z. B. die Militärangelegenheiten dem Kriegsminister, die Finanzsachen dem Finanzminister u. s. w. woraus häufige Kollisionen entstehen. Daß diese Vertheilung nicht aufgehoben wurde, geschah, um das Consejo an der Ausübung eines Despotismus zu hindern.

Als Chef des Ganzen erscheint in den Provinzen der Kapitanerie Karakas der Generalkapitän, welchem ein unabhängiger Finanzintendant zur Seite steht. Die Audiencia real beschränkt, wenigstens theoretisch, die Gewalt des Generalkapitäns, als höchster Gerichtshof, der nur unter dem Consejo steht und als parzieller Kolonialrath, der dem Kapitän Schranken setzt. Unter der Audiencia stehen die weltlichen Tribunale (Cabildos), dann auch die geistlichen und das Militär. Sie berichtet selbst an das Consejo; allein der Generalkapitän erstattet jährlich sowohl über ihre Arbeiten, als über das Betragen der einzelnen Glieder Bericht, auch scheuet Jeder seinen Einfluß.

Wenn die 7 Jahre zu Ende gehen, während welcher ein Generalkapitän in der Regel an der Spitze der Geschäfte steht, so wird vom Consejo ein Bevollmächtiger nach Karakas abgeschickt, der während 6 Monathen alle Beschwerdschriften gegen den Generalkapitän annimmt und prüft; diese Zeit heißt la Residencia del Capitan general. Es versteht

sich übrigens, daß in den verschiedenen Provinzen wieder Untergouverneure stehen.

Die Audienz und der Generalkapitän beobachten noch den Finanzintendanten, der sein Amt nur 5 Jahre lang verwaltet. Unter ihm revidirt das Tribunal de Cuentas (der Rechnungen) die eingesandten Rechnungen, und eine Junta de Hacienda (Finanzrath) schlichtet die in Finanzrücksichten entstehenden Streitigkeiten. In den Provinzen sind die Untergouverneure auch als seine Kommissarien zu betrachten. Ueberdieß veranlasset die Mannichfaltigkeit der Abgaben, daß die zum Finanzfach gehörigen Beamten unendlich zahlreich sind.

Obgleich weder Kopfgeld noch Grundzins bezahlt wird, so gibt es doch eine Menge von Besteurungen, die im Ganzen genommen, weit empfindlicher sind, und das Leben der Industrie wenig begünstigen. Die wichtigsten Abgaben sind:

Die Alcavala. Sie besteht in 5 Perzenten von jedem Verkaufe. Für die Waaren der Kaufleute muß vorläufig bezahlt werden; sie mögen Absatz finden oder nicht.

Papel sellado (Stämpelpapier). Der höchste Stämpel ist zu 6 Piaster.

Novenos reales. — Zwey Neuntel vom Zehnten. Dieser letztere muß von jedem Produkt oder Fabrikat bezahlt werden, und ernährt die Geistlichkeit.

Mehrfache Seeabgaben, als Hafengeld, 4 Perzenten vom Güterwerth u. s. w.

Las Bulas. Vier Bullenarten von 15 bis 2½ Realen abwärts. Sie enthalten theils die vorläufige Absolution, theils erlauben sie den Genuß von Fleischspeisen während der Fastenzeit; die einen kürzer die Qualen der armen Seelen im Fegefeuer ab, und die anderen enthalten die Nachsicht des Ankaufes von Effekten, deren rechtliche Eigenthümer ungewiß sind.

Diese Bullen müssen in dem Maße des Wohlstandes der Person, die sich mit ihnen versehen will, gekauft werden, und den ganzen Nahmen des Besitzers enthalten, wenn sie anders ihre zweyjährige Kraft haben sollen. Der Ertrag der sämmtlichen Bullen wird auf 26,000 Piaster geschätzt.

Das Tabaksmonopol. Es bringt 700,000 Piaster ein.

Was die Geistlichkeit belangt, so hat Karakas 3 Bischöfe, deren einer zu Karakas in der Provinz Venezuela, der andere zu Merida in Marakaibo, der dritte aber zu San Thomas in der Guayana sich befinden. Ausserdem giebt es für die Spanischen und für die Indianischen Orte besondere Pfarren, endlich Missionen. Die Missionäre gestatten jedem Fremden höchstens eine Nacht zum Aufenthalt, und lassen ihm, wo möglich, keinen einzigen Indianer zu Gesicht kommen. Daher blieb der Zustand der Indianer daselbst ganz unbekannt, wenn nicht ihre häufigen Klagen ihn nur zu sehr verriethen.

Was den Vertheidigungsstand betrifft, so hat die ganze Kapitanerie nur 2,201 Mann Linientruppen, dagegen aber eine Landesbewaffnung (las milicias) zu der mit Ausnahme der Honorazioren alle Mannspersonen vom 15. bis zum 45. Jahre gehören. Die Anzahl dieser Truppen, deren Offiziere mit jenen der Linientruppen gleiche Dekorationen und gleichen Rang haben, beträgt 11,000 Mann. Mehrere Häfen sind gut befestigt, aber die Küsten sind zu ausgedehnt und werden nur durch einige Zollkutter beschützt, auch ist die Hauptstadt, welche im Innern liegt, ganz offen. Die Insel Margarita ist der beste militärische Punkt, von welchem aus die ganze Küste beherrscht, und jedes vom Osten oder Westen sich nähernde Schiff beobachtet werden kann. Es scheint daher, daß Karakas einem kräftigen Angriffe nicht wohl widerstehen könnte, und Miranda's Unternehmung auf selbes hätte bey einer stärkeren Streitmacht nicht leicht mißglücken können.

Inhalt
des
dritten Bändchens.

Seite

XIII. Ueber die Völker, welche Erde essen. Von Alexander von Humboldt und Anderen 3

XIV. Die Perser. Eine charakteristische Skizze, nach Eduard Scott Waring Esq. und nach Olivier . . . 12

XV. Venture's Nachrichten von den Drusen . . . . , ... 30

XVI. L. A. Pitou's Reise nach Cayenne und zu den Antropophagen . . . 49

Seite

XVII. Die Blutfeste der Beniner, geschildert von B. Palisot Beauvais . . 91

XVIII. Gemälde der Generalkapitanerie von Karakas, entworfen in den Jahren 1801 bis 1804, von Depons . 101

Druckfehler

im

zweyten Bändchen.

Seite 45, vorletzte Zeile, statt: eine Breite von 16 Meilen und 200 Schritten, lese man: von 16,200 Schritten.

Seite 77, vorletzte Zeile, statt: Tiboo's, soll es heissen: Tibbo's.

Druckfehler

im

zweyten Bändchen.

Seite 45, vorletzte Zeile, statt: eine Breite von 16 Meilen und 200 Schritten, lese man: von 16,200 Schritten.

Seite 77, vorletzte Zeile, statt: Tiboo's, soll es heissen: Tibbo's.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Joseph Baptist,

Interessante Länder- und Völkergemälde, oder Schilderung neu untersuchter Länder, Völker und Städte, anziehender Naturmerkwürdigkeiten, Kunstwerke und Ruinen
Bd.: 3 : mit zwey Kupfern

Wien 1809

Geo.u. 388-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430049-7